



WESTFALENHÜTTE

„Fürchtet euch nicht!“

3ere New York

En - ge - stimmen zu - kin - den uns den Fri - den so
 gern, Hir - ten, vom se - li - gen sin - gen wach, wol - len
 Sa - gen dar - brin - gen, in - dem Stall steht der Stern,
 in - dem Stall steht der Stern.

Engelstimmen verkünden
 uns den Frieden so gern,
 Hirten, vom seligen Singen
 wach, wollen Gaben darbringen,
 überm Stall steht der Stern.

„Fürchtet euch nicht!“ Maria
 wiegt das göttliche Kind
 ärmlich auf Stroh in der Krippen.
 Warm, aus erbarmenden Lippen,
 hauchen Esel und Rind.

Heilige Nacht, o brennte
 jedes Herz wie ein Licht!
 Wann kann endlich auf Erden
 selig es Weihnachten werden,
 wie Christkinds Lächeln verspricht?

Vom Leben mit den andern

Glaubt man den Soziologen, jenen Wissenschaftlern, die das Verhalten der menschlichen Gesellschaft und dessen Ursachen erforschen, dann sind wir alle von der großen Einsamkeit bedroht. Einer inneren Einsamkeit, versteht sich, einem niederdrückenden Alleinsein inmitten von vielen, vielen Menschen, die alle nebeneinander, aber nicht miteinander leben.

Die Wissenschaftler sagen uns, daß diese individuelle Vereinsamung ein typisches Merkmal unserer sogenannten Massengesellschaft in einer hochindustrialisierten Umwelt sei. Sie sei der Preis, den die Einzelpersonlichkeit für die technischen Erleichterungen in seiner existentiellen Behauptung zahle. So weit — so gut! Was aber ist dann zu tun, um den tödlichen Bazillus der Erstarrung im eigenen Ich zu begegnen? Ist gegen diese „typische Folgeerscheinung“ der Massenzivilisation kein Kraut gewachsen?

Viele Beobachtungen deuten tatsächlich darauf hin, daß die enormen Erleichterungen des physischen Lebenskampfes die Menschen anfälliger gemacht haben für die seelischen Bedrängnisse. Besser gesagt: Es sieht so aus, als habe die Minderbeanspruchung unserer körperlichen Kräfte auch die inneren Widerstandskräfte erschlaffen lassen. Stimmt diese These, dann wäre der Ruf nach einem Mehr an persönlicher Betätigung, und zwar einer Betätigung, in der sich der einzelne in Können und Kraft bestätigen könnte, nicht zu überhören.

Nun wird kein Mensch auf die Idee verfallen, die Lebenserleichterungen durch technischen Fortschritt und ausgeklügelte Organisationsformen des Zusammenlebens preiszugeben, um in schweißtreibender Berufsarbeit das Schwungrad der seelischen und geistigen Kräfte notwendigerweise auf Touren zu bringen. Daß die schwere körperliche Arbeit der einzige Weg zum reinen Glück sei, muß deswegen noch längst nicht wahr sein, weil es in dicken philosophischen Büchern nachzulesen ist. Denn schließlich leben wir nicht, um zu arbeiten, sondern wir wollen und sollen arbeiten, um anständig leben zu können!

Was aber ist Leben? Ist Leben wirklich nur die Befriedigung von Hunger und Durst, von dem Wunsch nach einer warmen Stube, dem kleinen Garten hinter dem Haus und dem Kleinwagen vor der Tür? An dieser Frage scheiden sich die Geister. Wir alle haben zu wählen zwischen kreatürlicher Selbstgenügsamkeit und dem anspruchsvollen Verlangen nach jenen Gütern, die im materiellen Besitz zu einer wahrhaften Lebensbereicherung, zu einer geistigen Ausfüllung des Daseins führen.

Die persönliche Entscheidung für oder wider die höheren Lebenswerte ist gleichsam auch die Antwort im Diskussionsstreit um Freizeit, Fünftagewoche, längeren Urlaub und den Inhalt der Lohn- und Gehaltstüte. Wer effektiv mit seinem freien Samstag nichts Besseres anzufangen weiß, als im Nebenerwerb das gekürzte Maß der Arbeitsstunden wieder vollzumachen, zeigt — man verzeihe den ketzerischen Gedanken! —, daß er besser in einen Ameisenstaat hineingeboren wäre. Das will andererseits nicht sagen, daß der arbeitsfreie Wochentag nun in süßer Faulheit auf dem Sofa totgeschlagen werden sollte. Mitnichten! Er sollte von uns ganz bewußt — und oftmals sicher erst unter Überwindung der Trägheitskomplexe — dazu genutzt werden, das zu tun, wozu uns zu anderen Zeiten Energie und Muße fehlen.

Glücklich, wer sich einem Hobby verschrieben hat! Glücklich diejenigen unter uns, die auf ihrem Steckenpferd planlos — aber deswegen nicht ziellos — durch die weite Welt der Phantasie traben! Wer ein Steckenpferd reitet, kennt weder Langeweile noch Einsamkeit. Er ist so „reich“ beschäftigt mit seiner Liebhaberei, daß es ihn drängt, seine Mitmenschen teilhaben zu lassen an den eigenen Freuden. Er beschenkt sich, indem er die Erlebnisfreude anderen weitergibt.

Sich anderen mitteilen zu können und ein offenes Ohr für den Bruder Mensch zu haben, das dünkt uns eine der besten Medizinen gegen die Vereinsamung zu sein. Wir müssen wieder zuhören lernen, wenn der Nachbar erzählt, und wir müssen wieder erzählen lernen, wenn wir glauben, daß das, was wir zu berichten wissen, den Nachbar interessiert. Kurz: Wir müssen aus der Verkapselung unseres Gemütes, unseres Geistes und unserer Gedanken heraus unsere Mitmenschen animieren, dasselbe zu tun. Dann wird auch die Ballung vieler Menschen auf kleinem Raum nicht mehr zwangsläufig zur Entpersönlichung führen.

Blickt man in die Statistiken, so sagen sie aus, daß speziell in der Vorweihnachtszeit die Zahl der Selbstmorde erschreckend ansteigt. Fast nie führt materielle Not zu dem Verzweiflungsschritt. Fast immer ist es in diesen Wochen vor dem Fest der Liebe besonders stark empfundene Vereinsamung, die das Leben „nutzlos“ erscheinen läßt.

Darum, Freunde: Fangen wir jetzt mit der Umgestaltung unserer persönlichen Beziehungen zu den anderen an! Nicht einer unter uns, der nicht in seiner näheren Umgebung wenigstens einen Menschen wüßte, der aus dem Gatter seiner Einsamkeit herausgeholt werden sollte. Oft werden es die Alten sein, die mit dem Beruf die Sinngebung ihres Daseins an den Nagel hängen mußten. Genauso oft sind es aber auch junge Menschen, die noch nach echten Lebensinhalten auf der Suche sind.

Weihnachten ist das Fest der Liebe. Mag der eine oder der andere vom religiösen Sinngehalt dieses Festes weniger stark angerührt werden, als dies früheren Generationen geläufig war. Keiner von uns kann sich dem mythischen Zauber der Weihnachtsfeiertage entziehen. Der „Friede auf Erden“, von dem die Weihnachtsbotschaft kündigt, ist nicht zuletzt ein Frieden in uns und mit uns selbst.

In diesem Sinne: schöne, frohe, zufriedene Weihnachten!

Liebe Mitarbeiter!

Wieder einmal stehen wir voller Hoffnung an der Wende zu einem neuen Jahre, von dem wir nicht wissen, nicht einmal ahnen können, was es jedem von uns bringen wird. Kaum ein anderer Zeitpunkt findet uns so bereit zur besinnlichen Einkehr und zur Rückschau auf das Vergangene wie dieser. Die Stunden um die Jahreswende sind aber auch wie wenige andere geeignet, uns selbst klarzuwerden über unsere Ziele und Absichten und über die Wege, die wir beschreiten müssen, um im neuen Jahre unsere Wünsche und Vorstellungen verwirklichen zu können.

Dadurch, daß wir uns etwas vornehmen, uns Ziele setzen und unsere Energien sammeln und einsetzen, nehmen wir teil an der Gestaltung unserer eigenen Zukunft. Wir sollten uns dessen bewußt sein, daß jeder von uns auf diese Weise seinen Beitrag dazu leisten kann, daß das Jahr 1961 für unser persönliches und gemeinschaftliches Ergeben ein gutes und erfolgreiches Jahr werde.

Die westdeutsche Wirtschaft und mit ihr die Stahlindustrie hatte durch die gemeinsamen Anstrengungen aller und durch eine Reihe besonders günstiger Umstände ein im ganzen sehr gut abgelaufenes Jahr. An den wirtschaftlichen Erfolgen haben breite Schichten unserer Bevölkerung durch die Verbesserung ihrer Einkommensverhältnisse teilgenommen. Wir dürfen mit berechtigtem Stolz auf den zurückgelegten Weg blicken, aber es nicht dabei bewenden lassen, mit dem Erreichten zufrieden zu sein.

Das Zusammenwachsen der europäischen Volkswirtschaften, das in vollem Gange ist, wird uns manche Vorteile des großen europäischen Marktes bringen, aber auch — zumindest in Teilbereichen — Wandlungen der wirtschaftlichen Struktur erzwingen, die für die Betroffenen empfindliche Belastungen bedeuten. Je größer der Markt, desto intensiver der Wettbewerb und desto zwingender das Gebot, mit unseren Leistungen an der Spitze zu stehen.

Das Jahr 1961 wird, dessen sind wir sicher, uns auch beim Absatz unserer Erzeugnisse vor neue und gewiß nicht leichte Aufgaben stellen.

Wer in den eingangs angesprochenen besinnlichen Stunden um die Jahreswende seine geistigen und physischen Kräfte freimacht, um den kommenden Aufgaben gewachsen zu sein, hat alle Chancen, das Jahr 1961 erfolgreich zu bestehen.

Wir danken allen Mitarbeitern für ihre Arbeitsfreudigkeit und treue Pflichterfüllung im abgelaufenen Jahre und wünschen ihnen und ihren Familienangehörigen ein frohes Weihnachtsfest sowie Erfolg und beste Gesundheit im neuen Jahre.

Han Wöhring Lamm H. Meyer

Liebe Kolleginnen und Kollegen!

Wieder neigt sich ein Jahr dem Ende zu. Brachte uns das Jahr 1959 viele Sorgen, die wir bewältigt haben, so war das jetzt ablaufende Jahr 1960 ein Jahr harter Arbeit, unermüdlicher Schaffenskraft. Alle Mitarbeiter unserer Hütte haben geleistet, was von ihnen verlangt wurde und was in ihren Kräften stand.

Der Erfolg ist nicht ausgeblieben: Höchstleistungen in der Produktion wurden erreicht.

Erreicht wurden auch viele stolze Sozialleistungen, Lohn- und Gehaltserhöhungen, das Urlaubsabkommen und vieles andere mehr.

Das alles war nur möglich durch gute und vertrauensvolle Zusammenarbeit.

Keiner vermag soviel wie alle zusammen.

Die Betriebsvertretung wünscht allen Mitarbeitern und ihren Familienangehörigen ein frohes Weihnachtsfest und ein erfolgreiches neues Jahr in Gesundheit, Frieden und Freiheit.

H. Reiffers

Letta

**Das
persönliche
Wort**

Es ist schwer, sich von etwas, das man zwölf Jahre lang betreut hat, zu trennen. Unsere Werkzeitschrift „Westfalenhütte“ stellt mit dieser Ausgabe in der bisherigen Form und Aufmachung ihr Erscheinen ein. Niemand nähme es mir ab, wollte ich sagen: Das ist eine begrüßenswerte Erscheinung. Schließlich beendet unsere Werkzeitschrift — als erste deutsche Werkzeitschrift der Nachkriegszeit gegründet — jetzt ihren zwölften Jahrgang. Sie erschien zunächst als bescheidenes „Mitteilungsblatt“ und wuchs zu einer echten Werk-Zeitschrift heran, die breiteste Beachtung und Anerkennung — auch bei den Arbeitgebern, auch bei den Gewerkschaften — fand und, was das Wichtigste und entscheidend ist, bei den Kolleginnen und Kollegen in den Betrieben und Abteilungen „ankam“. Wir waren stolz darauf, daß und wie sie beliebt war, wie sie von unseren Kolleginnen und Kollegen und ihren Familien gelesen wurde. Aber sie wurde auch in der Öffentlichkeit beachtet, in Zeitungen und Zeitschriften kommentiert und zitiert. Manche Artikel, ich erinnere an „Die Hütte ist kein kommunistischer Musterbetrieb“ und „Um die kontinuierliche Arbeitsweise“, fanden ein besonders weites Echo. Wir danken allen Kolleginnen und Kollegen, den Vertrauensleuten, dem Betriebsrat, die alle wiederholt einstimmig für die „Westfalenhütte“ votierten, aber sich schließlich einer zweckmäßig erscheinenden Entscheidung — Kostenersparnisgründe haben keine Bedeutung für sie gehabt — nicht verschließen konnten. Nun erscheint die alte „Westfalenhütte“ zum letzten Mal.

Ein Ende - ein Anfang

Künftig erhalten unsere Kolleginnen und Kollegen die Werkzeitschrift „WERK und WIR“ als Sonderausgabe der Westfalenhütte. In den allgemeinen „Konzernteil“ wird ein „Westfalenhütten-Teil“ eingebettet. Die Verantwortlichkeit für die Westfalenhütte verbleibt bei Arbeitsdirektor Walter Hölkeskamp. Auch die Redaktion bleibt in den gleichen Händen. Insofern also ändert sich nichts. Wir werden uns mehr denn je auf werksnahe und betriebsinterne Themen zu beschränken haben. Das wird nicht ausschließen, daß wir auch künftig „heiße Eisen“, die uns angehen, anpacken werden. Auch insofern wird sich nichts ändern.

Nehmt die „neue“ Werkzeitschrift vertrauensvoll in eure Hände. Lest sie, prüft sie. Und dann sagt und schreibt, was euch gefällt und was euch nicht gefällt, was ihr geändert wissen wollt, was die Zeitschrift beinhalten soll, was und wie ihr es haben wollt.

Wir sprechen zu euch. Ihr müßt zu uns sprechen, damit wir miteinander im Gespräch sind. Der gute persönliche Kontakt, der erfreulicherweise stets zwischen uns bestand, soll und muß bleiben. Denn: wenn eine Werkzeitschrift den Kontakt „nach unten“ nicht pflegen, wenn sie „oben vom grünen Tisch herunter“ geschrieben und wenn sie nicht „von unten“ mit Vertrauen und Überzeugung gelesen und getragen würde, wenn „von unten nach oben“ nicht die Anregungen kämen und ausgewertet würden, wenn Herausgeber und Redakteure nicht mit beiden Beinen im Betrieb, in der Belegschaft stehen, dann hat die Werkzeitschrift keine Existenzberechtigung. So wollen wir uns in der Hütte weiterhin gegenseitig „aufs Maul schauen“.

Die neue hüttennahe Werkzeitschrift ist ein Anfang. Möge er — gerade zu Jahresbeginn — unter einem guten Stern stehen.

DAS NEUE

6376 Mitarbeiter kamen Anfang Oktober mit einem eigenen Fahrzeug zum Werk. An der Spitze liegen die 2192 Autobesitzer; es werden täglich mehr. 2178 Mitarbeiter kamen mit dem Fahrrad, 1484 mit einem Moped und 522 mit einem Motorrad. 40 % unserer Belegschaft sind mithin „aktiv fahrende“ Verkehrsteilnehmer, die alle Veranlassung haben, sich mit den Bestimmungen der Straßenverkehrsordnung zu beschäftigen. Wir baten den Leiter eines Straßenverkehrsamtes um eine Erläuterung der neuesten Bestimmungen und geben sie nachstehend wieder:

STRASSEN- VERKEHRSRECHT

Durch die neue Verordnung zur Änderung von Vorschriften des Straßenverkehrsrechts sind wesentliche Bestimmungen folgender Verordnungen geändert worden:

1. Verordnung über den Betrieb von Kraftfahrunternehmen im Personenverkehr (BO-Kraft),
2. Straßenverkehrszulassungsordnung (StVZO),
3. Straßenverkehrsordnung (StVO),
4. Verordnung über die Überwachung von gewerbsmäßig an Selbstfahrer zu vermietenden Personenkraftwagen und Krädern,
5. Fahrlehrerverordnung,
6. Kraftfahrtsachverständigenverordnung.

Im nachfolgenden soll versucht werden, einen kurzen Überblick über die erfolgten Änderungen zu geben, soweit sie von allgemeiner Bedeutung sind.

Straßenverkehrszulassungsordnung

Die StVZO ist durch die zahlreichen Änderungen und Neuerungen sowie durch die Aufnahme der vielen Paragraphen aus der BO-Kraft so unübersichtlich geworden, daß ihre Neufassung erforderlich ist. Die Veröffentlichung des neuen Wortlautes ist in den nächsten Tagen zu erwarten. Wichtige Änderungen in den einzelnen Abschnitten sind:

Teilnahme am Verkehr im allgemeinen

Hier ist im § 2 bestimmt, daß blinde Fußgänger ihre Behinderung durch einen weißen Stock oder durch gelbe Abzeichen oder durch beides kenntlich machen können. Wer aber solche Kennzeichen führen sollte, ohne blind zu sein, macht sich strafbar.

Führen von Kraftfahrzeugen

Die Neuordnung der StVZO hat den jahrelangen Streit über die Einführung der Führerscheinplicht für Fahrräder mit Hilfsmotor (Mopeds) und über das Mindestalter der Kraftfahrer zum Abschluß gebracht. Ab 1. April 1961 gilt § 4 StVZO über die „Erlaubnis- und Ausweispflicht für das Führen von Fahrzeugen“ auch für Mopeds. Mopedfahrer müssen den Führerschein der Klasse 5 besitzen. Die Bewerber brauchen keine Fahrschule zu besuchen, dagegen wird ein Verkehrsunterricht auf freiwilliger Basis empfohlen. Nähere Weisungen der zuständigen Stellen für den freiwilligen Verkehrsunterricht und für die Abnahme

der Prüfungen liegen noch nicht vor; sie werden in Kürze erwartet. Auch die Frage der Anerkennung bisher erfolgreich abgelegter Mopedprüfungen ist noch nicht geklärt. Bei der Beantragung des Führerscheins der Klasse 5 hat der Bewerber eine Prüfbescheinigung vorzulegen. Da jeder Mopedfahrer aber ab 1. April 1961 einen Ausweis haben muß, ist für eine Übergangszeit bis zum 31. Dezember 1961 eine Sonderregelung eingeführt. Jeder Bewerber, der vor dem 1. April 1961 seinen Führerscheinantrag stellt, ohne im Besitz einer Prüfbescheinigung zu sein, erhält von der Zulassungsstelle eine Bestätigung über die Antragstellung. Diese Bestätigung wird bei Nachreichen einer Prüfbescheinigung gegen einen Führerschein der Klasse 5 eingetauscht und gilt bis dahin — spätestens aber bis zum 31. Dezember 1961 — als offizieller Ausweis zum Führen von Mopeds. Ab 1. Januar 1962 ist nur noch der Führerschein Klasse 5 maßgebend.

Außer Mopeds gehören noch zur Klasse 5:

Kleinkrafträder mit einer durch die Bauart bestimmten Höchstgeschwindigkeit von nicht mehr als 40 km/h;

Krankenfahrstühle mit einem Hubraum von nicht mehr als 50 cm³ oder einer Höchstgeschwindigkeit von nicht mehr als 20 km/h (auch durch die Bauart bedingt).

Für die Führerscheinklasse 2 gilt nunmehr ein zulässiges Gesamtgewicht von mehr als 7,5 t (einschließlich dem eines aufgesattelten Anhängers), während bisher ein Leergewicht von mehr als 3,5 t zuständig war. Um Schwierigkeiten bei der Feststellung des Leergewichtes auszuschalten, ist also künftig das zulässige Gesamtgewicht Grundlage für Führerscheinklasse 2. Da Klasse 3 für alle Fahrzeuge, die nicht zu den übrigen Klassen gehören, zuständig ist, gilt somit jetzt als Höchstgrenze das zulässige Gesamtgewicht von 7,5 t. Fahrerlaubnisse alten Rechts können bis zum 1. Juli 1961 gebührenfrei und ohne Ablegung einer besonderen Prüfung erweitert werden.

Das Mindestalter

beträgt jetzt für

Führerscheinklasse 1 und 3: Vollendung des 18. Lebensjahres —

Führerscheinklasse 2: Vollendung des 21. Lebensjahres —

Führerscheinklasse 4 und 5: Vollendung des 16. Lebensjahres.

Neu ist also das 21. Lebensjahr für Klasse 2. Das gilt nicht für Führerscheine, die bis zum 1. August 1960 erteilt worden sind.

Technische Überwachung der Fahrzeuge

(§ 29 StVZO)

Alle Fahrzeuge sind in regelmäßigen Abständen zu untersuchen. Verpflichtet zur Vorführung ist der Fahrzeughalter, ohne daß er hierzu — wie bisher — behördlich aufgefordert wird. Der Monat, in dem das



Prüfplakette für die Kraftfahrzeugüberwachung

Fahrzeug zur nächsten Hauptuntersuchung vorzuführen ist, wird durch eine Plakette nachgewiesen. Die Plakette muß am hinteren Kennzeichen des Fahrzeugs möglichst oberhalb des Dienst Siegels angebracht sein. Die Plakette läßt in der Mitte das Jahr und am Rand den Monat erkennen, in dem die nächste Vorführung erfolgen muß. Für jedes Prüfjahr ist eine andere Farbe der Plakette vorgesehen (1961 Weiß, 1962 Grün, 1963 Gelb, 1964 Blau). Die Plaketten werden ausgegeben von den Zulassungsstellen, den Technischen Prüfstellen und anderen Überwachungsstellen, die noch bekanntgemacht werden. Die Überprüfungsperioden betragen überwiegend 2 Jahre, für besondere Fahrzeuggattungen — wie schwere Fahrzeuge, Selbstfahrvermietwagen, BO-Kraftfahrzeuge — 1 Jahr. Die Fristen verdoppeln sich bei regelmäßiger Inanspruchnahme von anerkannten Werkstätten. Neben Hauptuntersuchungen gibt es noch Zwischenuntersuchungen und Bremsensonderuntersuchungen für gewisse Fahrzeuge — vor allem gewerblich genutzte —, über die außerdem amtliche Prüfbücher zu führen sind. Eine besondere Anlage VIII zur StVZO regelt die Untersuchung der Fahrzeuge. Alle diese Bestimmungen gelten ab 1. Januar 1961 für Fahrzeuge, die erstmals zugelassen werden, sowie für Selbstfahrvermietfahrzeuge. Für die übrigen Fahrzeuge gelten sie von dem Tage ab, den die Zulassungsstelle dem Halter mitteilt, spätestens ab 1. Januar 1963. Der Tag der Vorführung wird in den Kfz-Papieren eingetragen.

Neueingeführt wurde der § 33: Hiernach ist

das Schleppen von Kraftfahrzeugen

grundsätzlich verboten, wenn es sich nicht um betriebsunfähige Kfz handelt, die abgeschleppt werden müssen. Erteilt die Zulassungsstelle Ausnahmen, so gelten ganz bestimmte Auflagen.

Diebstahlssicherungen

sind in allen Pkw, Kombi und Krädern einzubauen; das Abschließen der Türen und das Abziehen des Schaltschlüssels genügen nicht mehr. Gültig ab 1. Juli 1962 für alle diese Fahrzeuge; für neue bereits ab 1. Juli 1961.

Bremsen

müssen Beiwagen an Krafträdern und Mopeds haben, die ab 1. April 1961 erstmals in den Verkehr kommen.

Auspuffgase und Geräuscentwicklung

dürfen das nach dem Stand der Technik unvermeidbare Maß nicht übersteigen. Bei der Geräuscentwicklung ist das jetzt auch für Anhänger klargestellt. Der Fahrzeugführer ist auf polizeiliches Verlangen verpflichtet, die Geräuscentwicklung messen zu lassen, und muß sich einen Umweg bis 6 km gefallen lassen. Die Werte werden künftig im Kfz-Schein eingetragen.

Beleuchtung der Kraftfahrzeuge

Statt der bisherigen Parkleuchten dürfen zur Sicherung parkender Fahrzeuge verwendet werden:

eine Schlußleuchte und eine Begrenzungsleuchte oder

eine mit einer Schlußleuchte verbundene rote Parkleuchte und

eine mit einer Begrenzungsleuchte verbundene weiße Parkleuchte.

Doppelscheinwerfer sind nach § 50 erlaubt, in dem es heißt:

Für das Fernlicht und für das Abblendlicht dürfen besondere Scheinwerfer vorhanden sein; sie dürfen so geschaltet sein, daß bei Fernlicht die Abblendscheinwerfer mitbrennen.

Zwei Bremsleuchten für rotes oder gelbes Licht brauchen alle Fahrzeuge, die ab 1. Juli 1961 in den Verkehr kommen.

Springleuchten sind ab sofort zugelassen. Die an der Rückseite von Kfz und Anhängern vorhandenen Bremsleuchten oder Blinkleuchten dürfen so geschaltet sein, daß beim Halten abwechselnd an der linken

und an der rechten Seite eine der beiden Leuchten aufleuchtet.

Fahrtrichtungsanzeiger

Zulässig:

1. an der Vorderseite: Blinkleuchten für gelbes Licht;
2. an der Rückseite: Blinkleuchten für gelbes oder rotes Licht;
3. an beiden Längsseiten: Blinkleuchten für gelbes Licht oder Winker für gelbes Blinklicht oder Pendelwinker für gelbes Dauerlicht.

Also nur noch gelbes, nicht — wie bisher — auch weißes Licht.

Tritt in Kraft ab 1. Juli 1961 für Fahrzeuge, die erstmals in den Verkehr kommen; für alle anderen ab 1. Juli 1963.

Alle bisher von den Vorschriften ausgenommenen Fahrzeuge müssen nunmehr ab 1. Januar 1962 Fahrtrichtungsanzeiger haben; das gilt nicht für offene Elektrokarren, einachsige Zug- oder Arbeitsmaschinen, offene Krankenfahrstühle u. a. m.

Warnvorrichtungen für Schallzeichen

dürfen ab 1. Januar 1961 nur einen Schall von nicht mehr als 104 DIN-Phon entwickeln. Andere als die in der Verordnung vorgeschriebenen Vorrichtungen dürfen nicht verwendet werden. Damit sind auch die sogenannten Starktonhörner verboten.

Funkentstörung

Die Zündanlagen von Otto-Motoren in Kfz müssen ab 1. Oktober 1960 für erstmals in den Verkehr kommende und ab 1. Juli 1961 für alle anderen Fahrzeuge funkentstört sein.

Rückspiegel

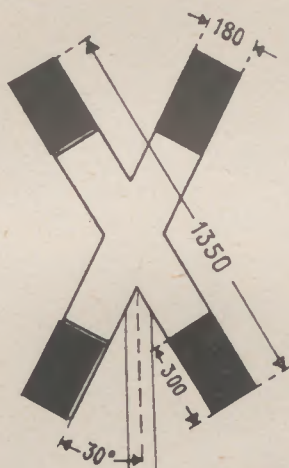
sind nunmehr ab 1. August 1960 eindeutig vorgeschrieben, und zwar:

1. einen Innen- und einen Außenspiegel bei allen Kfz, außer bei den unter 2. und 3. aufgeführten,
2. zwei Außenspiegel an Kfz, bei denen die Beobachtung der Fahrbahn nach rückwärts durch Innenspiegel nicht oder nur bei unbeladenem Fahrzeug möglich ist,
3. einen Rückspiegel bei
 - a) Krafträdern,
 - b) anderen Zugmaschinen als Straßenzugmaschinen mit Führerhaus.

Straßenverkehrsordnung Verkehrsregelung

Bisher war zwischen einbiegenden Fahrzeugen und Fußgängern gegenseitige Rück-

sichtnahme vorgesehen. Nunmehr ist im § 2 StVO bestimmt: Die Führer der einbiegenden Fahrzeuge haben auf die Fußgänger besondere Rücksicht zu nehmen und notfalls anzuhalten.



Warnkreuz für Bahnübergänge

Verhalten an Bahnübergängen

Zukünftig gibt es nur ein einheitliches Warnkreuz, und zwar das bisherige Bild „4 e“ (Andreaskreuz). Die übrigen bisher verwendeten Warnkreuze sind aufgehoben.

Parken auf Bundesstraßen

außerhalb geschlossener Ortschaften:

An Stellen mit Fahrbahnmarkierung (unterbrochene oder nicht unterbrochene Linie) ist das Parken von Fahrzeugen und Zügen von mehr als 2 m Breite und 6 m Länge verboten; das gilt nicht für das Parken auf befestigten Seitenstreifen oder außerhalb der Randlinien.

Sicherung seitlich herausragender Ladung

Ladung, die seitlich mehr als 400 mm über den äußeren Rand der Lichtaustrittsfläche der Begrenzungsleuchten des Fahrzeugs hinausragt, ist bei Dunkelheit oder wenn die Witterung es erfordert durch ein weißes nach vorn und durch ein rotes nach hinten wirkendes Licht besonders kenntlich zu machen.

Benutzung der Beleuchtungseinrichtungen

Nebelscheinwerfer dürfen nur in Verbindung mit dem Abblendlicht eingeschaltet werden. Diese Vorschrift ist durch einen Zusatz ergänzt worden, wonach bei Vorhandensein von 2 Nebelscheinwerfern diese auch in Verbindung mit den Begrenzungsleuchten eingeschaltet werden können. Bei einspurigen Fahrzeugen ist die Benutzung des Nebelscheinwerfers allein erlaubt.

Verkehrszeichen

Drei neue Verkehrszeichen wurden eingeführt:

Bild 1: Warnzeichen zur Warnung vor Gegenverkehr, der vorübergehend auf Fahrbahnen mit sonst nur einer Verkehrsrichtung stattfindet.

Bild 2: Verbot der Durchfahrt bei Gegenverkehr.

Das Zeichen bedeutet, daß dem Gegenverkehr das Vorrecht eingeräumt ist.

Bild 3: Hinweiszeichen auf die Wartepflicht des Gegenverkehrs. Durch diese Sinnbilder werden die bei Bauvorhaben vornehmlich benutzten Tafeln mit den verschiedensten Inschriften ersetzt und bedeuten somit eine Erleichterung für den Verkehr.



Gegenverkehr



Verbot der Durchfahrt bei Gegenverkehr
(Der linke Pfeil ist rot)



Gegenverkehr muß warten
(Der linke Pfeil ist rot)

ÜBERALL



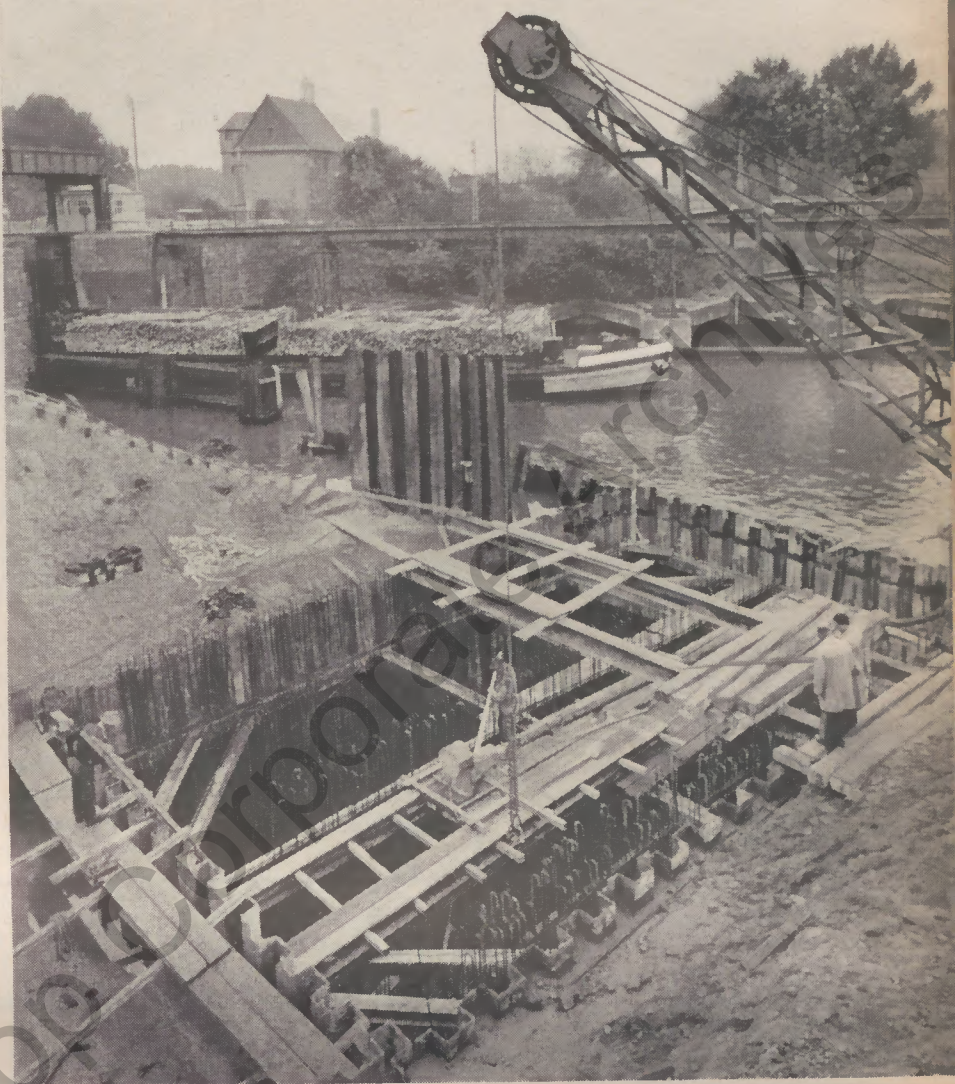
Hoesch-Stahlspundwand, Profil III, in Sonderstahl, 15,25 und 18,0 m lang,
für eine Kaiwand im Hafen Brooklyn.

Bauherr: The Port of New York Authority, Baufirma: v. Rich. Steers,
Inc./17 Battery Place/New York 4., N. Y.,

Baujahr: 1959

HOESCH- STAHLSPUNDBOHLN

Hoesch-Stahlpundwand, Profil III, in St. 45, 10,5 und 18,0 m lang, für die Gründung einer Rückpumpanlage an der Schleuse Gelsenkirchen des Rhein-Herne-Kanals
 Bauherr: Wasser- und Schiffsamt,
 Duisburg-Meiderich
 Baufirma: Ph. Holzmann AG, Düsseldorf
 Baujahr: 1958



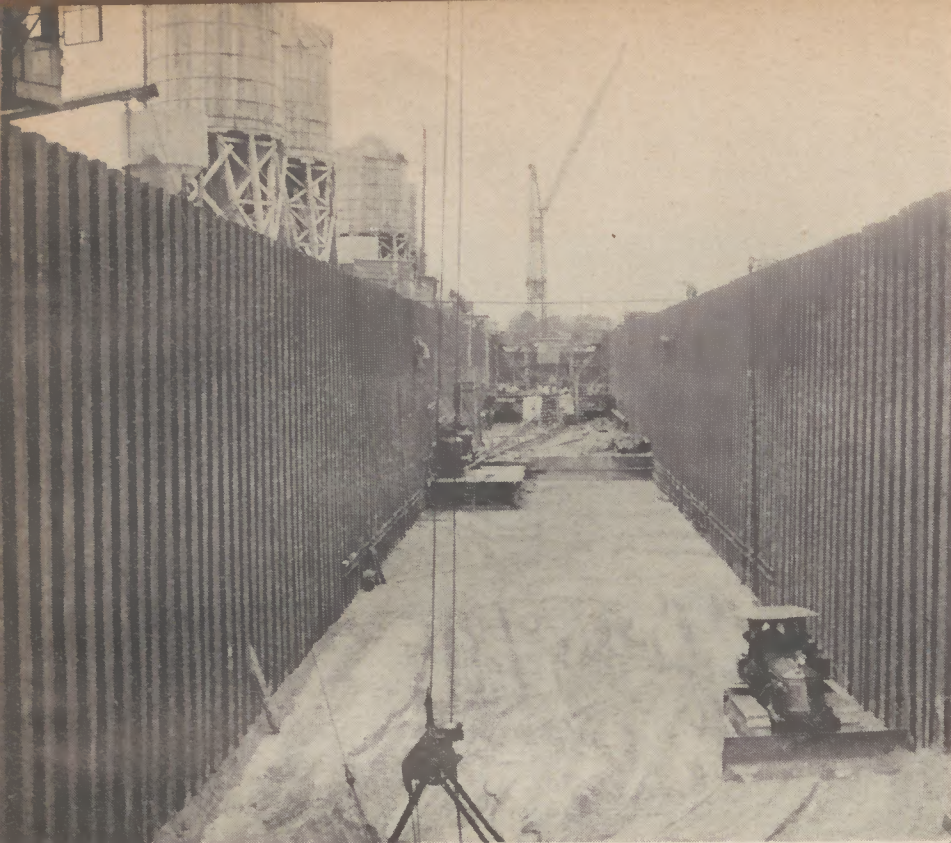
Wenn wir den westlichen Teil unseres alten Hüttengeländes betreten, breitet sich vor uns in kaum übersehbaren Dimensionen das „Trägerlager“ aus. Gewaltige Stapel Walzmaterial, Erzeugnisse unserer Kaliberwalzwerke, bieten sich hier unserem Anblick.

Im vorderen Teil dieses umfangreichen Lagerplatzes werden auch unsere Stahlpundbohlen bearbeitet und für den Versand fertiggestellt. Hier beginnt ihr Weg zu unseren Kunden in alle Länder der Welt, wo auch immer sie gebraucht werden. Mit diesem Erzeugnis Stahlpundbohlen — insbesondere ihren Verwen-

dungsmöglichkeiten — wollen wir uns heute einmal etwas eingehender beschäftigen.

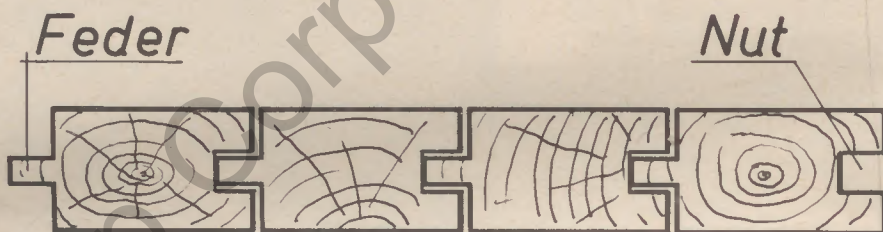
Da von unseren rd. 16000 Belegschaftsmitgliedern im wesentlichen nur die Mitarbeiter des Walzwerks I unmittelbar mit Stahlpundbohlen zu tun haben, möchten wir zunächst zum besseren Verständnis dazu einige Erläuterungen geben. Stahlpundbohlen sind Sonderprofile mit seitlichen Führungen, der Klaue und dem Knopf, dem sogenannten Schloß. Bis zu ihrer heutigen Form bedurfte es jedoch umfangreicher Versuche, die bereits einige Jahrzehnte hinter uns liegen, große Ausdauer erforderten und viel Mühe gekostet haben.

Früher bediente man sich im Grubenbau zur wasserdichten Umschließung von Baugruben oder zur Herstellung von Schutzwänden gegen die Unterspülung von Fundamenten vornehmlich der hölzernen Spunddielen, die mit Nut und Feder ineinanderfaßten. In steinigem Boden, wo die Holzbohlen beim Rammen zersplitterten, benutzte man dagegen normale U- und I-Profile, um eine stählerne Spundwand herzustellen. Solche primitiven Stahlpundwände genügten aber schon bald nicht mehr den immer größer werdenden Beanspruchungen. Deshalb entschlossen sich nach und nach einige Walzwerke, Stahlpundbohlen in ihr Walzprogramm auf-

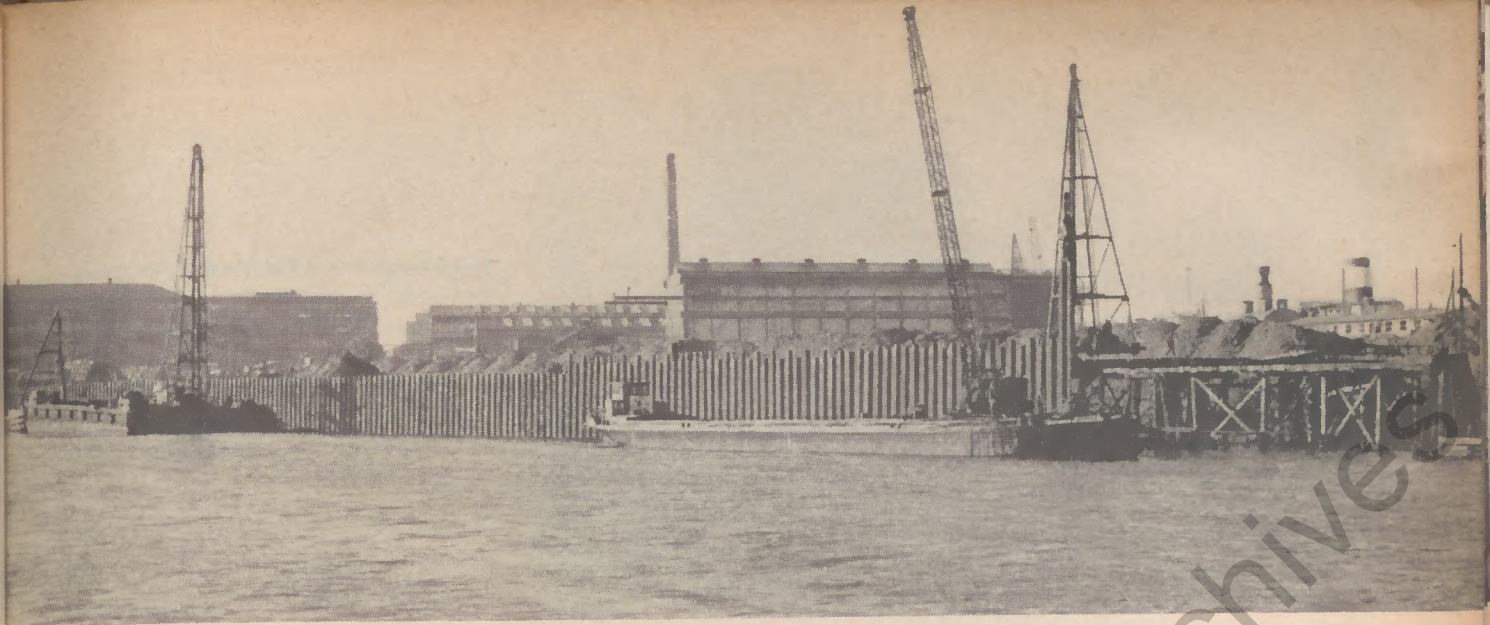


Hoesch-Stahlspundwand, Profil IV, in St. 37, bis 15,5 m lang, für die Schleusenkammer der 2. Schleuse Dülthe im Dortmund-Ems-Kanal, Bauherr: Neubauabteilung beim Wasser- und Schiffsamts Meppen/Ems, Baufirma: Gockel & Niebur, Bochum, Baujahr: 1955/56

Hölzerne Spunddielen mit Nut und Feder



Einsatz von Hoesch-Kanaldielen „Kölner Modell“ bei der Verlegung von Schleuderbetonrohren in Tiefen bis 8,0 m, Bauherr: Stadtentwässerungsamt Frankfurt/M., Baufirma: Rheinbeton, Koblenz, Baujahr: 1960



Hoesch-Stahlpundwand, Profil V, in Sonderstahl, 20,2 und 21,7 m lang, für eine Kaje an der Südseite des Hafens A in Bremen.
Bauherr: Hafenbauamt Bremen, Baufirma: Dehning & Co., Bremen, Ladestraße 35, Baujahr: 1960

zunehmen, wobei jedes einzelne Werk wiederum eine eigene Grundform entwickelte. Hoesch begann Anfang 1928 im Walzwerk I mit dem Walzen von Stahlpundbohlen, nachdem es schon 1924 das Lampsche Z-Profil mit neuem Labyrinthverschluß in vielen Ländern zum Patent eingereicht hatte. Die Bezeichnung „Z-Profil“ wurde von der Form der Bohlen abgeleitet, wie wir es analog auch von U- und T-Stahl her kennen. Im Verlaufe der Jahre wurden schließlich im Hinblick auf die vielfältigen Verwendungsmöglichkeiten mit ihren teilweise sehr unterschiedlichen Belastungen eine ganze Reihe von Normal- und Sonderprofilen in das Programm aufgenommen.

Getragen von dem Vertrauen der Fachleute, wird die Hoesch-Spundwand in ständig steigendem Ausmaß bei Wasser- und Tiefbauvorhaben jeglicher Art verwendet. Zwei Hauptverwendungsgebiete können wir hierbei unterscheiden:

Verwendung als Bauwerksbestandteil Verwendung als Bauhilfsmittel

Zwischen beiden Gebieten kann naturgemäß keine genaue Abgrenzung vorgenommen werden, weil es häufig vorkommt, daß die Stahlpundwand beide Grundaufgaben zu erfüllen hat. Hierzu ist vor allem die Verstärkung bestehender oder die Wiederherstellung zerstörter Bauwerke zu zählen.

Verwendung der Stahlpundwand „Hoesch“ als Bauwerksbestandteil

Dazu gehören insbesondere Ufer- und Kaiwände. Stählerne Kaiwände erfordern nämlich bedeutend geringere Anlagekosten als andere Bauweisen. Uferwände aus Stahlpundbohlen sind etwa um ein Drittel billiger in der Herstellung als Massiv- oder Schwergewichtsmauern. Weiterhin sind hier zu nennen Spundwandschürzen für hohe Kaimauern, Kammer-

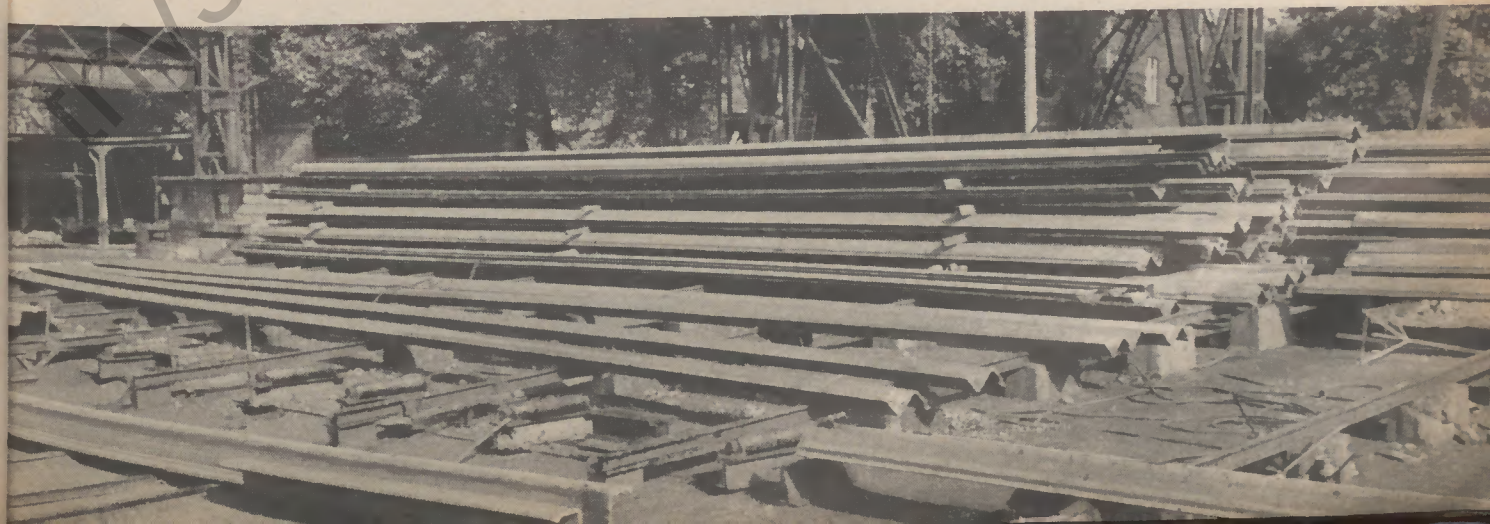
wände für Schleusen und Docks, Leitwerke, Molen und Bühnen, Brückenpfeiler und Widerlager, Seitenwände von Klär- und Schwimmbecken, Dichtungswände in Staudämmen, Sicherungswände zum Schutz von Bauwerken, gegen Unterspülungen, z. B. beim Bau von Brückenpfeilern, Schleusen, Wehren, Schöpfwerken und Wasserkraftanlagen.

Verwendung der Stahlpundwand „Hoesch“ als Bauhilfsmittel

Bei allen Gründungsarten kommt es stets darauf an, vom Grund einer trockenen Baugrube aus so viele Arbeiten als möglich durchzuführen. Oft erschweren aber die örtlichen Gegebenheiten eine solche Bauweise, sei es durch beengte Raumverhältnisse, große Tiefe oder starken Wasserandrang.

In allen diesen Fällen werden dann Umschließungswände aus Stahlpundbohlen

In unserem Trägerlager





Hoesch-Stahlspundwand, Profil II, in St. 37, 8,0 m lang, für die Gründung eines Brückenwiderlagers an der Autobahn zwischen Athen und Saloniki

Baufirma: Domiki S. A., Athen

Baujahr: 1960

vorgesehen, die so ausgebildet sind, daß sie nach dem Ausschachten und Auspumpen der Baugrube den von außen auftretenden einseitigen Druck der Erde und des in ihr enthaltenen Wassers bzw. des Wassers allein auffangen. Gerade zum Zweck der Wasserhaltung sind unsere Stahlspundbohlen wegen ihres Labyrinthverschlusses besonders gut geeignet. In Fachkreisen gilt deshalb die Hoesch-Spundwand als die wasserdichteste.

Neben den Hoesch-Stahlspundbohlen sind für kleinere Bauvorhaben auch die Hoesch-Kanal-dielen „Kölner Modell“ ein ausgezeichnetes Bauhilfsmittel. Unsere Kanaldielen „Kölner Modell“ mit der bereits sehr gebräuchlichen Kurzbezeichnung „HKM“ haben sich bei ungezählten Baustellen bestens bewährt und sind daher vielen Baufirmen praktisch unentbehrlich. Wir finden sie oft als Bauhilfsmittel für die Einfassung von Schlitzbaugruben zum Einbau von Versorgungs- und Abwasser-

leitungen. Aber auch zur Sicherung anderer Baugruben beschränkter Tiefe werden unsere Kanaldielen „Kölner Modell“ bevorzugt eingesetzt. Eine fünfzigfache Wiederverwendung ist dabei durchaus keine Seltenheit.

Die Einsatzmöglichkeiten unserer Stahlspundbohlen sind — wie wir gesehen haben — außerordentlich zahlreich und gestatten insbesondere bei einem nicht zu übertreffenden rationellen Arbeitsablauf ein Höchstmaß an Sicherheit.

Welche Bedeutung die Hoesch-Stahlspundbohlen im Verlaufe der Jahre nicht nur in Deutschland erlangt haben, geht daraus hervor, daß bisher in weit mehr als 50 Ländern der Erde unsere Stahlspundbohlen zum Einsatz gekommen sind.

Wollte man die mit Hoesch-Stahlspundbohlen errichteten Bauwerke einmal berücksichtigen, müßte man sicher eine mehrjäh-

rige Weltreise durch alle Kontinente unternehmen. Ganz gleich, ob wir dabei mit einem Ozeandampfer in den Hafen von New York einlaufen oder aber mit einem D-Zug irgendwo in Asien über eine Brücke fahren, überall werden wir unsere bewährten Hoesch-Stahlspundbohlen antreffen.

Wie wir in diesem Artikel aufgezeigt haben, stellen unsere „Stahlspundbohlen Hoesch“ heute ein hervorragendes Bauelement dar, das einen entscheidenden Anteil am Gelingen unzähliger Großbauvorhaben in der ganzen Welt gehabt hat. Dieses hohe Ansehen verdanken wir all jenen Mitarbeitern, die mit unermüdlichem Einsatz Tag für Tag unsere Spundbohlen mit großer Sorgfalt fertigstellen. Wenn wir — wie bisher — unsere Abnehmer auch weiterhin zur Zufriedenheit beliefern, so wird gewiß auch in Zukunft noch manches bedeutende Bauwerk unter Verwendung von Hoesch-Stahlspundbohlen ausgeführt werden.

Hoesch-Stahlspundwand, Profil II, in St. 37, 8,0 und 12,0 m lang, für eine Kreisrammung beim Bau der Kläranlage Aschaffenburg, 11,4 m Durchmesser, Bauherr: Stadtverwaltung Aschaffenburg, Baufirma: A. Hörnig, Aschaffenburg, Baujahr: 1960

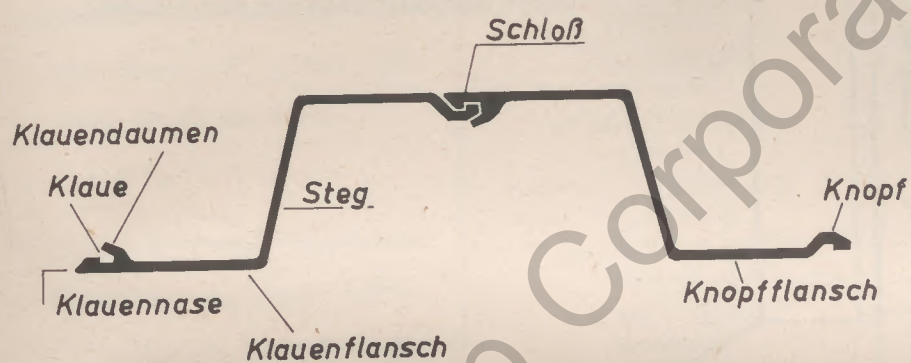


Hoesch-Stahlspundwand, Profil II und Ia, in St. 37, 7,4 m lang, für eine Uferwand in Nienburg/Weser

Bauherr: Reederei Krüger GmbH, Hamburg

Baufirma: Bauunternehmung H. Möller, Bremen

Baujahr: 1960



Hoesch-Doppelbohle mit Labyrinthschloß

Hoesch-Stahlspundwand, Profil Ia, in St. 37, 2,0 bis 5,5 m lang, für den Post- und Gepäck-tunnel Mannheim Hbf.

Bauherr: Bundesbahndirektion Karlsruhe

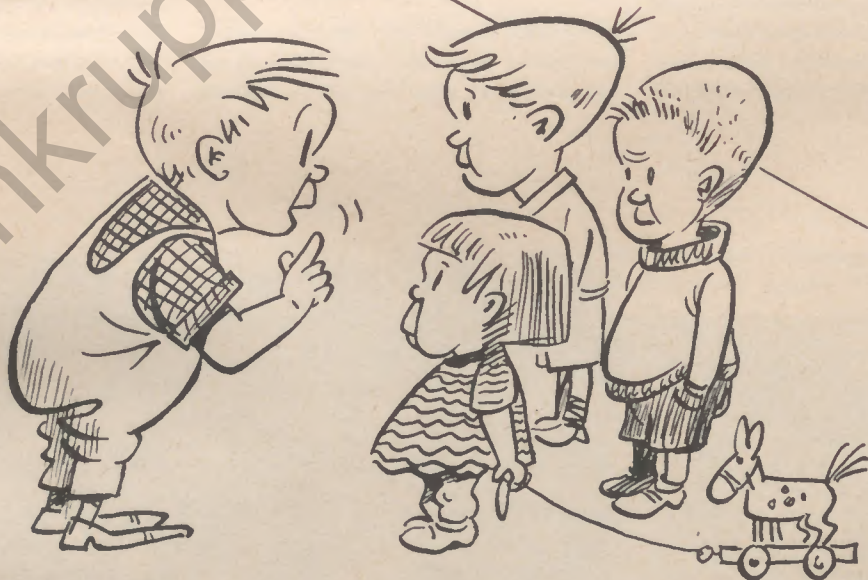
Baufirma: Wayss & Freytag KG, Mannheim

Baujahr: 1959/60



Kniffeln heißt: sich den Kopf zerbrechen über eine schwierige Sache. So kniffelt hier Vater Meier aus dem Stahlwerk gerade an einem Verbesserungsvorschlag. Und wenn Vater Meier es geschafft hat, dann freut das nicht nur den alten Meier selbst, sondern natürlich auch seine Kollegen und die Betriebsleitung und erst recht Fritzchen, der vor der Tür „Schmiere“ stand — er wird von der schönen Prämie, die Vater erhält, endlich den lang ersehnten Roller erhalten.

Aber nicht nur bei Vater Meier im Stahlwerk — überall, in allen Betrieben und Abteilungen gibt es Verbesserungsmöglichkeiten. Überall auch hängen unsere Briefkästen, die auf Verbesserungsvorschläge warten. Und die Anschrift: Betriebschef Mikulla, Maschinenabt.



„Psst! Mein Vater kniffelt!“

UNSERE EHRENTAFEL

Verdienstvolle Mitarbeiter

Walter Rudat, Maschinenabteilung: Eine rote Signallampe an der Stirnwand der Krane der Feineisenstraße, die durch einen Druckschalter betätigt wird, wird nach Vorschlag angebracht. Der Ablöser kann sich durch diese Maßnahme dem Kranführer bemerkbar machen.

Otto Lüder, Versuchsanstalt: Mit der vorgeschlagenen Hebevorrichtung ist eine schnellere Herstellung der Blaslanzen zur Roheisenentschwefelung möglich. Die Vorrichtung hat sich gut bewährt.

Fritz Bergau, Sinteranlage: Das Wechseln der Unterrollen an den Transportbändern der Sinteranlage ist durch die vorgeschlagene Vorrichtung wesentlich erleichtert worden. Außerdem kommt hinzu, daß in Zukunft beim Wechseln keine Schrauben mehr verwendet werden.

Günter Bonde und Franz Stephan, Stahlwerk III: Sie haben eine Vorrichtung geschaffen, mit der man die Zuschlagbehälter beim Ausfall der Winde ohne Störung in die Pfanne kippen kann. Das rechtzeitige Zuführen der Zuschläge nach erfolgtem Abstich ist besonders wichtig für die Stahlqualität. Der Ausfall einer Charge durch verspätetes Zuführen der Zuschläge kann bedeutende Verluste

Jubilare Dezember 1960

40

FRANZ STEFANSKI
Profilwalzwerke

OSKAR ANDERS
Profilwalzwerke

BERNHARD GAWRISCH
Profilwalzwerke

JOHANN PETRAT
Profilwalzwerke

BRUNO FENNIG
Profilwalzwerke

OTTO ZICKAU
Profilwalzwerke

THEODOR RIEDEL
Phosphatfabrik

EMIL BLUME
Versuchsanstalt

KURT KREISEL
Profilwalzwerke

OTTO REIMER
MA.-Stahlwerke

AUGUST PICHOWSKI
MA.-Stahlwerke

EWALD GIESELMANN
Allg. Fahrbetrieb

RUDOLF KLEMME
Stahlwerksbüro

ADOLF GROSS
Werksaufsicht

HEINRICH KLEFF
Versuchsbetriebe

ROBERT BAUKLOH
Hochofen

25

MAX KOBMANN
Bauabteilung

PAUL KERNBACH
SM-Stahlwerke

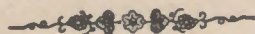
HEINRICH ULLRICH
MA.-Hochofen

HERMANN VEENKER
MA.-Stahlwerk III

VALENTIN TOMCZAK
Breitbandwalzwerk

HEINRICH SCHULZ
Betriebswirtschaft

ERNST BOSSE
Verfrachtung



Verdienstvolle Mitarbeiter

verursachen. So einfach diese Vorrichtung auch ist, so ist jedoch der Gedanke als solcher besonders wichtig und vorteilhaft.

Bruno Hinzmann, Elektrotechnische Abteilung: Der Verbesserungsvorschlag entstand aus den sich in letzter Zeit häufenden Störungen an den Gleichrichtern der Chargiermaschinen 2 und 3 im Martinwerk II. Nach Einbau größerer Gleichrichter in der im Verbesserungsvorschlag angegebenen Art gingen die Störungen merklich zurück. So wurden beachtliche Einsparungen an Ersatzteilen gemacht und gleichzeitig die Betriebssicherheit der Anlage erhöht.

Walter Reinhardt, Elektrotechnische Abteilung: Auf Grund des Vorschlages wurde das Stadtschild auf der Springorumstraße um etwa 100 m zurückgesetzt, um eine gefahrlose Durchfahrt der Feuerwehr nach dem Breitbandwalzwerk zu gewährleisten.

Herbert Schubert, Elektrotechnische Abteilung: Die vorgeschlagene Lösung zur Änderung der Lager am Schließwerkmotor des neuen Tiefofenkranes Walzwerk I hat sich gut bewährt. Lagerschäden, die früher sehr häufig aufgetreten sind, sind seit der ausgeführten Änderung nicht mehr bekannt.



KARL KRUMREY

Wenn es nach ihm gegangen wäre, dann stünden heute schon zweiundfünfzig „auf Hoesch“ verbrachte Jahre in Karl Krumreys Papieren. Aber als er aus der Bonifatiussschule entlassen wurde, verbot eine Vorschrift für Jugendliche unter sechzehn Jahren solche Arbeitsplätze, an denen sie Nachtschicht hätten verfahren müssen. So ging denn Vater Krumrey, ursprünglich Reichsbahner, 1902 aus Thorn nach Dortmund und zu Hoesch (Hochofen) zwar

weiter durch das Tor von Karls Sehnsucht und damit seinem fünfundzwanzigjährigen Dienstjubiläum entgegen, Karl aber, der älteste von neun Geschwistern, mußte wohl oder übel im Tageseinsatz bei v. d. Becke abwarten, bis er sechzehn wurde. Am 15. November 1910 stand er in der MA Walzwerk I. Zwei Jahre als Schmierer reichten ihm aus, um mit den Maschinen inwendig und auswendig so vertraut zu werden, daß er sie nachher bedienen konnte.

Gestern Schmierer, heute Maschinist und Kranführer im Walzwerk I. — nur dem Laien scheint das ein ungeheurer Sprung zu sein. Zunächst waren es „Kinderkräne“ und „Warmbettkräne“, mit denen nach zwei bis drei Tagen während des letzten Krieges ja auch Frauen umzugehen lernten. Dann kamen die schwierigeren Aufgaben: Fahren mit Gruben- und Tief-ofenkränen, für die eine Anlernzeit von einem Vierteljahr vorgeschrieben war. „Im Stehen fährt man besser“, dann zumal, wenn in Hitze und Gas sechs Hebel gleichzeitig zu werfen und zu ziehen sind, mit Händen und Füßen, versteht sich, um Kran, Katze, Hub und Zange jeweils in der rechten Sekunde zu bewegen. Geistesgegenwart und rasche Reaktionsfähigkeit und „keine Angst“, das braucht man, um z. B. einen glühenden Block mit dem Stripperkran in den verdeckten Tiefofen zu senken.

Karl Krumrey, aus dem Kriegseinsatz vor Verdun (1915—1917) heil zurückgekommen, wurde im Laufe des ersten Jahrzehnts in unserm Werk mit den verschiedenen, etwa zwanzig, Kränen im Umkreise seines ersten Arbeitsplatzes und mit der Arbeit, die an ungefähr dreißig anderen „Posten“ anfiel, so vertraut, daß er von 1920 bis 1960, also vierzig Jahre lang, „in Reserve“ sein, d. h. bei Urlaub, Krankheit u. dgl., an etwa fünfzig Posten vertretend einspringen konnte. Jetzt fährt er in der MA Walzwerk I den Fertigmotor. So was läßt mansich auch nicht träumen, wenn man als Junge in einer Zeit, die nur Docht-lampen kannte, für Maschinisten von riesenhafter Statur „durch den Portier“ gehen und offiziell in der Kanne einen Liter Lampenöl, „hintenherum“ aber unter der Jacke einen halben Liter Schnaps, sechs Trink-eier und ein halbes Pfund „Gehacktes, fertig gemacht“ holen mußte. „Auf solcher Grundlage merkt man den Schnaps überhaupt nicht“, erzählt der Jubilar schmunzelnd dem von seinen sechs Kindern, der die Hoesch-Tradition schon fortsetzt: im Grubenausbau Versuchsanstalt.



Unsere offene
TÜR

30 Abteilungsleiter und Assessoren der Regierung in Arnsberg interessieren sich bei uns nach der Besichtigung vornehmlich für Unfallschutz- und soziale Fragen



In den letzten vier Wochen besuchten uns:

40 Mitglieder des Verbandes Deutscher Eisenbahningenieure, 40 Maurerlehrlinge aus Dorsten, 40 Schüler aus Menden, 35 Lehrlinge aus Weidenau an der Sieg, 30 Jugendliche aus dem Jugenddorf Oespel, 30 Lehrlinge der Handelsschule Hamburg, 51 Lehrlinge der Trierer Walzwerke, 31 Angehörige des Lionel-Clubs, Porta Westfalica, 30 Schüler der Berlitz-Sprachschule, Dortmund, 35 Betriebsräte, 17 Frauen von Belegschaftsmitgliedern, 28

Oberprimaner aus Lünen, 25 Schüler der Berufsschule Brigge, 35 Regierungsassessoren aus Nordrhein-Westfalen, 15 Mitglieder des Verkaufsleiter-Clubs, Dortmund, 40 Kommunalpolitiker aus Köln, 50 Schüler aus Dortmund, 15 Betriebsratsmitglieder des Klöckner-Konzerns, 40 Mitglieder der Arbeiter-Wohlfahrt Dortmund-Brechten, 50 Hörer der Volkshochschule Soest, 35 kaufmännische Lehrlinge aus Hamm, 27 Betriebsräte der Rohrwerke Hiltrup, Barop und Hagen, 40 Jugendherbergseatern, 10 Lehrlinge der Firma

Langebach und Köster, Plettenberg, 11 Schüler der Aufbauschule Höxter, 30 Schüler der Max-Eyth-Schule, Kassel, 42 Lehrlinge der Walzwerke Hohenlimburg, 8 Betriebsräte der Kalkwerke Hönnetal, 30 Mitglieder des DGB Köln, 30 Bergschüler der Bergschule Dortmund, 40 Studenten der Staatl. Ingenieurschule Hagen, 35 Kursusteilnehmer der DGB-Schule Hattingen, 40 Absolventen des Meisterlehrganges der Handwerkskammer Dortmund und 40 Mitglieder der Gewerkschaft ÖTV Dortmund.

Englische Schülerinnen und Schüler in unserer Lehrwerkstatt



MÄNNER MÜSSEN GEPFLEGT UND GEHEGT WERDEN



Wäre die Werksbesichtigung in gewohnter Weise, mit eindrucksvollen Stationen am Hochofen, in den Stahl- und Walzwerken, abgelaufen, die zwanzig Frauen hätten weder Zeit noch Gelegenheit gehabt, einander zu erzählen, wie es damals war, „als ich meinem Mann noch den Henkelmann an den Arbeitsplatz brachte“. Da aber das Breitbandwalzwerk auf dem Programm stand, führte nach Verpassen der Schutzhelme in der Versuchsanstalt der Weg in die Stockheide die Gedanken ganz von selber die Springorumstraße weiter entlang, wo früher „die Mauer kein Ende nehmen wollte“, wenn Mutter in gestärkter Schürze den Kinderwagen mit dem Jüngsten drin und dem mittels Tüchern warm gehaltenen Essenkorb drauf wacker geradeaus marschierte, dem Wiedersehen mit Vater entgegen, der seit sechs Uhr früh da draußen am Drahtziehen war. Mutter liebte diese Wege. Sie wußte von ihrer Mutter her und aus eigener Erfahrung:

„Essen bringen erhält die Harmonie in der Ehe“

Darum ließ sie sich für die Viertelstunde, in der Vater löffelte, richtig gemütlich bei ihm nieder, schwatzte ein bißchen, guckte ein bißchen, lachte, wenn Vater sie aufforderte, mal den Draht für ihn anzuspitzen, und aß die letzten paar Bissen, die er für sie drinließ. Auf dem Heimweg dachte sie an die schwere Arbeit, die er an dem langen Rest des Tages tun mußte, und an das so red-

lich verdiente Glas Bier, das sie ihm auf den Abendbrottisch stellen würde. Die Frauen erzählten: „Mein Mann war sechs- undvierzig Jahre im Walzwerk“ — „mein Vater in der Drahtzieherei bis in sein neun- undsiebzigstes Jahr“ — „Mein Mann hat fünfundzwanzig Jahre lang hier in der Stockheide in der Schwellenschweißerei, dreißig Jahre in der Maschinenabteilung Hochofen geschafft“ — „mein taubstummer Sohn arbeitet in der Invalidenwerkstatt“ — „mein Junge erzählt immer von den Blechen“ — „unser Jüngster lernt in der Lehrwerkstatt Bauschlosser.“ Eine Frau ist „die ganzen Jahre selber auf dem Werk gewesen und hat nichts davon gesehen. Jetzt hat sie dafür Zeit.“

Der weite Blick, den man von der Stockheide aus nach Süden und nach Westen hat, leitet die Erinnerungen zurück zu den seltenen sommerlichen Nachmittagen, die man, nachdem Vater mittags versorgt worden war, mit den Kindern im „Böhmerwald“ verbrachte. Umgehauene Bäume ersetzen für Mutter die Bank und gaben für die Kinder vielseitiges Turngerät ab. War man gar die Hildastraße entlang ins Burgholz gewandert, dann hatte man ganz etwas Besonderes erlebt und kam abends glücklich müde, „immer zufrieden“ wieder heim.

Dann sprachen sie von den ersten Gängen, die sie besichtigend übers Werk gemacht haben, von den Schrecken, die lange in ihnen nachzitterten, nachdem sie das

Feuer und den Lärm, die Hitze und die Gefahr mit eigenen Augen und Ohren erlebt hatten.

„Ihr seid ja in der Hölle!“

hatten sie damals zu ihren Männern gesagt. Und wenn die Männer auch gelacht hatten, so war ihnen doch anzumerken, wie wohl ihnen tat, von jenem Tage an anders empfangen zu werden, herzlicher, behutsamer und dankbarer. „Die Verbundenheit mit dem Werk macht unser Leben reicher“, sagten die Frauen, „darum gehen wir immer wieder mit, wenn von der Hütte oder vom Ortsverein der Partei zu einer Besichtigung aufgefordert wird. Je mehr wir von den Arbeitsplätzen unserer Männer wissen, um so besser verstehen wir unsere Männer und das, was sie vom Betrieb erzählen.“ Und sie nahmen sich vor, den Töchtern und Schwiegertöchtern ans Herz zu legen, daß auch sie diese Verbundenheit mit dem Arbeitsplatz ihrer Männer pflegen sollten. Die jungen Frauen sind nur allzugern geneigt, aus Berichten über maschinellen Fortschritt und Automatisierung den Schluß zu ziehen, daß heute das Tagewerk des Mannes darin bestehe, der Maschine zuzugucken, die statt seiner die Arbeit tut.

„Die haben's doch so gut“,

diese gröblich verallgemeinernde, schrecklich oberflächliche Auffassung von der Art, wie „ihrer“ das Brot für sich und die Seinen verdient, verleitet manche Frau, in der Sorge für ihn nachlässiger zu werden, als sie verantworten kann. Sie braucht keinen Henkelmann zu kochen, zu bringen oder dem Essenwagen anzuhängen, der nach der Jahrhundertwende bimmelnd durch die Straßen des Dortmunder Nordens fuhr. Die Werkschänke nimmt ihr das ab. Ob sie gesparte Zeit und Sorgfalt wohl auf das Abendbrot ihres Mannes verwendet? „Ich kann die ganze Woche über nachmittags in die Stadt gehen — er' hat Mittagschicht.“ Wer das leicht hin zu sagen fähig ist, kriegt auch fertig, dem Mann die letzte Zigarette aus der Packung zu verweigern: „Sind denn deine schon wieder alle?“ Wird, wenn beide einmal alt geworden sind, diese Frau wissen, daß sie den Pensionär am untätigen Herumsitzen hindern muß, wenn er (und damit sie) noch etwas von seinem Lebensabend haben soll? Wohl ihnen beiden, wenn sie — wie so manche unserer auf dem Wege durch die Stockheide und dann bei Kaffee und Kuchen in der Werkschänke so mitteilksam gewordenen grau- und weißhaarigen Werksbesucherinnen — sagen kann: „Mein Mann ist dreiundsiebzig Jahre alt, aber er sieht aus wie zweiundsechzig. Das Geheimnis ist: Männer müssen gepflegt und gehegt werden.“



Die Erdbevölkerung explodiert

Wissen Sie, daß heute 2,8 Milliarden Menschen auf dem Erdball leben? Jeden Tag werden 120 000 Menschen mehr geboren, als gleichzeitig sterben. In 20 Jahren wird die Erdbevölkerung die 4-Milliarden-Grenze überschritten haben.

„Eine wahre Bevölkerungsexplosion!“ sagen die Wissenschaftler. Die Wirtschaftler aber blicken mit noch größeren Sorgen in die Zukunft. Heute schon lebt die Hälfte der Erdbevölkerung in Asien, hungrig und mit nicht viel mehr als Fetzen am Leibe. Und in Asien vermehren sich die Menschen viel rascher als in Europa: in den letzten 20 Jahren allein in Indien und Pakistan um 100 Millionen! Am Ende unseres Jahrhunderts werden wir wohl schon mehr als vier Asiaten auf einen Europäer zählen.

Mit anderen Worten: Wenn nicht bald etwas geschieht, werden die technisch fortgeschrittenen Nationen nur noch ein Fünftel der Weltbevölkerung ausmachen. Die Inseln des Wohlstandes in Nordamerika und Westeuropa werden von einer überschäumenden Flut der Armut hinweggeschwemmt werden. Kinderwagen für Kanarienvögel und Modesalons für Schoßhündchen auf der einen — erbitterter Kampf um eine Handvoll Reis auf der anderen Seite: dieser schreiende Gegensatz ist der Hintergrund einer großen Kraftanstrengung der „Wohlstandsländer“, den Entwicklungsländern zu helfen.

Schon lange fließt ein breiter Strom von Geld, Gütern, Technik und Wissenschaft in die unterentwickelten Staaten Afrikas, Asiens und Südamerikas. Von den westlichen Staaten hat bisher Nordamerika die Hauptlast der Entwicklungshilfe getragen. Die Bundesrepublik mußte sich nach dem wirtschaftlichen Nullpunkt des Jahres 1945 zunächst noch zurückhalten. Eine ganze Reihe großer Firmen, Pioniere des Exports, haben aber schon bald mit dem Wagemut und der Risikofreudigkeit alter deutscher Kaufmannstradition auf eigene Faust mit den Entwicklungsländern Kontakte aufgenommen, Geschäfte gemacht und sich viel Vertrauen erworben.

Jetzt soll aber von der Bundesregierung ein Sonderfonds für Entwicklungshilfen angelegt werden. Eine Milliarde DM wird zur Verfügung stehen, um Investitionen deutscher Unternehmen in den Entwicklungsländern oder Lieferungen deutscher Waren dorthin zu finanzieren. Das Geld kommt zum großen Teil aus sogenannten „ERP-Mitteln“ (European Recovery Program — Europäisches Wiederaufbaupro-

Wir kommentieren und glossieren

Warum sind die Arbeiter unzufrieden?

In einem Referat über „Die Vollbeschäftigung und ihre Konsequenzen für die Unternehmens- und Personalpolitik“ legte Professor Fischer, München, auf einer Diskussions-tagung der Evangelischen Akademie in Bad Boll dar, daß man angesichts ständig wachsender beruflicher Anforderungen und immer größerer Differenzierung der Funktionen bei der Masse der Arbeitnehmer einen erschreckenden Mangel an geistiger Selbständigkeit und Verantwortungsbewußtsein, eine Verflachung und Vermehrung der „Mittelkräfte“ feststellen müsse... Die Unternehmer, so sagte Fischer, ließen es durchweg an einer weit vorausschauenden Planung und Personalpolitik fehlen.

Der Münchener Professor sieht das Heilmittel gegen die angedeutete Fehlentwicklung in einer Verbesserung des allgemeinen und betrieblichen Bildungswesens. Dazu müsse eine klare Abgrenzung der Kontrollen und der Aufgaben bis in jede Werkstatt und jedes Büro und die Entwicklung der Sozial- und Personalpolitik zur Menschenführung kommen. Wir müssen erreichen, daß aus dem Mitarbeiter eine Persönlichkeit wird. Während Lepinski vom Bundesvorstand des DGB und andere Gewerkschaftsvertreter für eine sinnvolle Fortentwicklung der Mitbestimmung plädierten, führten viele Unternehmer darüber Klage, daß immer weniger Arbeiter den Mut hätten, Verantwortung zu übernehmen. Immer mehr wollten „auf Kosten der Gesamtheit leben“. Das zeige zum Beispiel die häufig schamlose Ausnutzung der Krankenversicherung, charakterisiert mit dem Schlagwort: „Ich mach' meine Grippe erst im Dezember.“ ... Den meisten Arbeitnehmern kommt es heute, so fanden Unternehmer und Gewerkschaftler übereinstimmend, gar nicht sosehr auf die absolute Lohnhöhe als auf menschliche Achtung von seiten der Vorgesetzten an.

Gibt es noch Arbeiterproletariat?

Da lasen wir in der katholischen Zeitschrift „Stimme der Zeit“ einen recht interessanten Artikel von Paul Jostok unter obigem Titel. Es heißt hier u. a.:

Eine der Hauptwurzeln des In-den-Tag-hinein-Lebens bildet die proletarische Existenz, die Trennung der Arbeit vom Besitz, die Unfähigkeit zur Vermögensbildung und die daraus hervorgehende Mißachtung des Strebens danach... In der Besitzlosigkeit liegt... auch heute noch der Schwerpunkt des proletarischen Problems, trotz allem, was sich sonst inzwischen geändert hat... Einer der Führer der Sozialpolitik, Franz Hitze, hinterließ uns ein Zeugnis dafür, wie der sozialpolitische Optimismus damals schon aus Lohnerhöhungen und sonstigen Verbesserungen der Arbeitsverhältnisse völlig falsche Schlüsse zog. „Aus dem gedrückten, verachteten oder bemitleideten ‚Proletarier‘ ist der wirtschaftlich gehobene, selbstbewußte, emporstrebende, für ideale Ziele begeisterte Vollbürger geworden“, schrieb Hitze in der Hochkonjunktur vor dem ersten Weltkrieg. Wenige Jahre später wurde offenbar, daß es nichts damit war, und 1918 mußte man sich schauernd eingestehen, daß das proletarische Problem in voller Härte weiterbestand.

... Wie man vom Schwinden der Klassenunterschiede sprechen kann, solange sich der Boden und die übrigen Produktionsmittel im Privateigentum einer Minderheit befinden, während die Mehrheit des Volkes besitzlos dasteht, ist unerfindlich. Wenn als Begründung dazu vorgebracht wird, der Besitz bringe heute keine wirtschaftlichen Vorteile mehr, sondern nur vermehrte Sorgen, so kann das fast jeder widerlegen auf Grund dessen, was er mit eigenen Augen sieht. In Wahrheit verhalten sich, wie es O. von Nell-Breuning einmal ausdrückte, die Chancen des Besitzlosen und des Besitzenden im wirtschaftlichen Wettbewerb etwa so wie die zweier Teilnehmer an einem Wettrudern, von denen der eine nur mit Handruder, der andere aber zudem noch mit Außenbordmotor fährt.

Das Einkommen in Arbeiterhaushalten

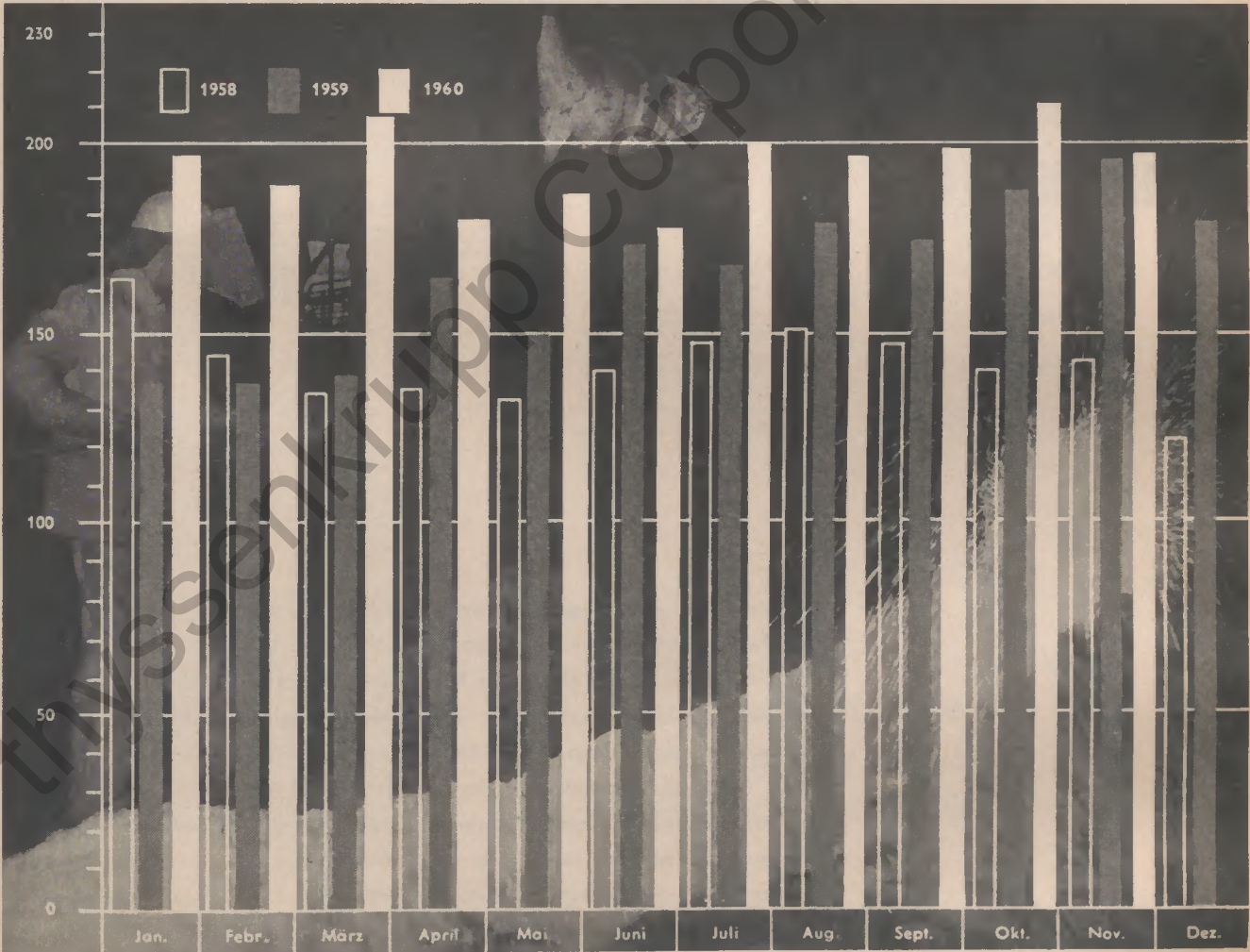
„Eigentum kam nur durch Sparen und Konsumverzicht aus dem Einkommen“, kommentiert die „Ketteler-Wacht“ eine Untersuchung des Statistischen Bundesamtes über das Einkommen in Arbeitnehmerhaushalten. Aber, so erläutert das Blatt, und das sei entscheidend, „die bestehenden Vermögen sind durchweg nicht aus dem Einkommen der Eigentümer, sondern hauptsächlich über gewinnträchtige Marktpreise

und — folglich — aus den Einkommen der Konsumenten gebildet worden. Mit kräftigen steuerlichen Vergünstigungen half der Staat bei dieser Vermögensbildung der Unternehmungen mit... Vor kurzer Zeit veröffentlichte das Statistische Bundesamt die Ergebnisse einer Befragung über die Einkommen in 150 000 Arbeitnehmerhaushalten... Bei der kritischen Würdigung der Ergebnisse der Erhebung... fällt auf, daß sich die Einkommen der Arbeitnehmerhaushalte verhältnismäßig stark konzentrieren: In die Klasse der Nettoeinkommen von 300 DM bis 700 DM monatlich fallen 71 Prozent aller erfaßten Haushalte, bezogen auf das Erhebungsjahr 1957. 6 Prozent lagen über und 23 Prozent unter diesen Grenzen. Von den Arbeiterhaushalten gehören sogar 77 Prozent zu der genannten Einkommensgruppe. Wenn gleich sich in der Zwischenzeit die Einkommen erhöht haben, unter Berücksichtigung der ebenfalls gestiegenen Lebenshaltungskosten, dürfte die Aussagekraft der Ergebnisse der Erhebung keine wesentliche Einbuße erlitten haben; erst recht — und das bestätigen andere Einkommensstatistiken — dürfte sich in der relativen Verteilung der Einkommen, d. h. der Ballung der Einkommen auf eine bescheidene Einkommensklasse, nichts geändert haben... Der Spielraum für die freie Verfügung über nicht vom Verbrauch gebundene Teile des Einkommens wird in den Arbeitnehmerhaushalten auch bei Zunahme des Einkommens tendenziell enger... Zu den Haushalten mit hohem Je-Kopf-Einkommen gehört die Familie mit unmündigen Kindern nur in den seltensten Fällen. Und — das muß berücksichtigt werden — es sind nur Ausnahmen, wenn das Einkommen dieser Haushalte mit dem des Haushaltsvorstandes nicht zusammenfällt.“

gramm). ERP — diese drei Buchstaben standen in den bitteren Nachkriegsjahren hinter den großen Geldsummen, die Nordamerika als Kredite für den Wiederaufbau der deutschen Wirtschaft zur Verfügung stellte. Es waren 1,5 Milliarden Dollar, über 6 Milliarden DM. Die USA haben auf die Rückzahlung eines sehr großen Teils dieses Riesenbetrages verzichtet. Heute können wir daher diese Milliarden dazu verwenden, unsererseits Not zu lindern.

„Mit jeder Hilfeleistung, sei sie beratend, sei es ein landwirtschaftlicher Maschinenpark, sei es eine Fabrik oder was sonst immer, geht etwas vom Geist des Lieferanten auf den Empfangenden über“, stellte einmal Bundeswirtschaftsminister Erhard fest. Unsere Mark rollt in die Entwicklungsländer aus einem freien, demokratischen Staat; sie hilft den Gefährdeten, frei zu bleiben.

UNSERE ROHSTAHLERZEUGUNG IN 1000 TONNEN



Monatsdurchschnitt 1958 = 141 635 t Nachkriegshöchstzeugung Oktober 1960 = 210 050 t Vorkriegshöchstzeugung März 1939 = 123 536 t
Monatsdurchschnitt 1959 = 164 207 t

Mit den bisherigen Fortsetzungen haben wir den einen Teil unseres Orientierungsschemas über die volkswirtschaftlichen Gesamtzusammenhänge zwar nicht vollständig, aber doch weitgehend behandelt. Wir wenden uns nunmehr der anderen Seite zu, die sich vorwiegend mit dem Produktionsfaktor Kapital befaßt.

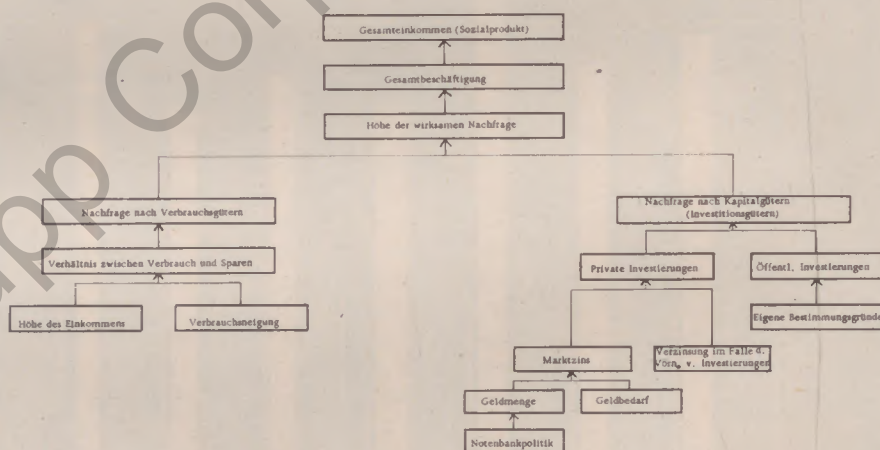
Der Produktionsumfang einer Volkswirtschaft ist außer von den natürlichen Voraussetzungen des Bodens und der Arbeitskraft der Bevölkerung vor allem **abhängig von der Menge des zur Verfügung stehenden Nationalkapitals**, also von der Zahl der

In einer Wirtschaft ohne oder mit wenig Kapital ist der Produktivitätsgrad gering, weil alle wirtschaftliche Tätigkeit der **unmittelbaren** Befriedigung der Bedürfnisse dient und daher alle Produktionen, die auf entferntere wirtschaftliche Ziele gerichtet sind, ausfallen müssen. Erst wenn ein größerer Kapitalvorrat vorhanden ist, steigt die Volkswirtschaft auf eine höhere Stufe des allgemeinen Wohlstandes. Das **Kapital ermöglicht** die Arbeitsleistung und die Einführung der Maschinen, somit also eine **Steigerung der Produktivität der Arbeit**.

Der Kapitalvorrat einer Volkswirtschaft muß erhalten bleiben, um die zukünftige Güterversorgung zu sichern. Da die Produktionsmittel durch den Produktionsprozeß fortwährend verbraucht oder langsam abgenutzt werden, ist ihre Erneuerung erforderlich. **Kapitalerneuerung ist aber lediglich die Ersetzung verschlissenen Kapitals**, die nur den vorhandenen Kapital-

Der volkswirtschaftliche Gesamt- zusammenhang (4)

DER VOLKSWIRTSCHAFTLICHE GESAMTZUSAMMENHANG
(Orientierungsschema zum Textteil dieser Fortsetzungsreihe)



Maschinen zur Krafterzeugung, -umwandlung und -verwertung, den landwirtschaftlichen Meliorationen, der Menge der Roh- und Hilfsstoffe, den Verkehrsmitteln usw. Die Bedarfsdeckung ist also in erheblichem Maße durch die Produktionsverhältnisse der Vergangenheit bestimmt. Die Gütererzeugung im heutigen Umfang ist nur möglich, weil in früheren Produktionsperioden nicht das gesamte Sozialprodukt aufgebraucht, sondern ein Teil wieder in die Produktion hineingesteckt worden ist.

vorrat erhält. Soll eine Volkswirtschaft **aber zu größerem Wohlstand aufsteigen**, so ist darüber hinaus **Kapitalneubildung erforderlich**. Früher sagte man, daß neues Kapital nur durch Sparen entsteht. In Wirklichkeit entsteht Kapital jedoch **durch Produktion und Sparen**. Wovon ist nun dieser Kapitalbildungsprozeß abhängig? Diese Frage werden wir in einem weiteren Artikel abschließend behandeln.

(Schluß folgt)

Unsre Welt



Was unsre Welt zusammenhält,
damit sie nicht in Schutt zerfällt,
ist unsre Kraft,
ist Geist und Mut,
ist Stolz und Blut,
bist du, bin ich,
der brüderlich
im Alltag seine Arbeit tut.

Was diese Welt zusammenhält,
damit sie nicht in Schutt zerfällt,
ist deine Hand,
ist meine Hand,
ist Stirn und Faust,
Schöpfung braust,
ist Kraft und Mut,
ist Geist und Blut,
bist du, bin ich,
der brüderlich
das Rechte tut.

Am Amboß, am Schreibtisch, am Ruder,
im Flugzeug und tief im Schacht,
allüberall steht uns ein Bruder
am Tage und auch in der Nacht,
bei Tag und bei Nacht,
eine Schwester, ein Bruder
am Tag und bei Nacht.

Max Barthel





Und das am Heiligen Abend!

Wer jemals „kalte Schicht“ verfuhr, der kann wohl was erzählen

„Heiligabend war bei uns Silvester.“ Diese überraschende Auskunft, die man bekam, wenn man bei unserer Bauabteilung nach dem „Weihnachtsprogramm“ fragte, enthält ebensoviel Humor wie Ergebnis in das Schicksal, jedes Jahr und auf alle Fälle „dran“ gewesen zu sein. Großreparaturen begannen meist schon zwei Tage vorher und mußten zu Silvester beendet sein. Waren es einmal die Tieföfen und Abgaskammern in den Kaliberwalzwerken, die Stoßöfen in den Flachwalzwerken, die Amkoöfen im Breitbandwalzwerk, so kam ein andermal der Stoßofen in der Feineisenstraße oder der im Drahtwalzwerk dran oder auch alle zusammen, von Maschinen- und Rollgangreparaturen, Fundament- und sonstigen Problemen in anderen Betrieben und dem ganzen Hochofenbereich zu schweigen. Da konnte nicht nur keiner ausfallen, sondern die einhundertzwanzig Mann der Gruppe Maurer und Feuerungsbau wurden noch um vierzig bis sechzig „geliehene“ Leute verstärkt. Waren Öfen dabei, die innerhalb von vier Tagen fertig werden mußten, dann konnte es

ausgerechnet am Heiligen Abend spannend werden

wenn das Auskühlen mit Hilfe von Wassersschläuchen beendet war und Ausbrechen, Abbrechen, Aus- oder Aufmauern in zügigstem Tempo durchgeführt werden mußten, sonst wurde der Ofen nicht trocken und

aufgeheizt bis zum Produktionsbeginn. Wo sich zwischen Abbau und Aufbau der Stahlbau einschaltete, erfolgte nach genauer Abstimmung mit den anderen Betrieben der Einsatz der Bauleute heute hier und morgen da. Rationelle Arbeitsweise wurde schon im Herbst durch „Vorausgespräche“ gesichert: Planung, Zeichnung, Beschaffung von Materialien, Einsatz von Arbeitskräften. Weihnachten setzte den das ganze Jahr über gültigen Plan außer Kraft, demzufolge „turn eins“ an diesem Wochenende frei war und „turn zwei“ am nächsten. Zu Weihnachten wurde nach der Schicht gefragt, die jeder voriges Jahr verfahren hatte. Ganz automatisch konnte das Weiterücken nach den sorgfältig aufgehobenen Schichtbüchern auch nicht vor sich gehen, denn die eingeschränkten Beförderungsmittel schlossen z. B. am Heiligen Abend von auswärts kommende Belegschaftsmitglieder aus.

Wer nahe wohnte

brauchte sich also nicht zu wundern, wenn er sich für die den Heiligen Abend einschließende Mittagsschicht vorgemerkt fand. Eine Woche lang machte ein am Schwarzen Brett angeschlagener „Rohentwurf“ jeden mit



den weihnachtlichen Einsatzmöglichkeiten bekannt. Drei Tage vor dem Fest konnte er den Seinen verbindlich sagen: „Diesmal bringt Vater das Christkindchen erst mit, wenn er von der Nachtschicht nach Hause kommt.“ Oder: „Feiere mit den Kindern allein. Um halb elf zünden wir beide den Baum noch mal an.“ Oder: „In diesem Jahr können wir richtig feiern; ich habe Morgenschicht.“

So ganz richtig wie Leute, die am ersten Weihnachtsfeiertag bis in alle Puppen schlafen können, durfte Vater dann doch nicht feiern, denn auch für die Morgenschicht mußte er bei schwerster Arbeit unter schwersten Arbeitsbedingungen seinen Kopf klar und seine Kräfte beieinander haben. Man konnte zehn und zwanzig und dreißig Jahre lang bei der Bauabteilung Weihnachtsreparaturarbeit leisten —

der Anfang war immer das Aufregendste.

Der Zeitdruck, die Verantwortung, die Hitze, die in feuerfestem Mauerwerk trotz Auskühlung durch Ventilatoren oder durch Wasser spürbar blieb, das alles führte dazu, daß zu Beginn dieser Großreparaturen die Stimmung meist „rau“ war und erst mit vorschreitender Fertigstellung im Zeichen allgemeiner Erleichterung „herzlich“ wurde. Daß die den Bau Leitenden die Weihnachtsmalochs Jahr für Jahr teilten, daß sie — Schicht hin, Schicht her — ihre Heilige Nacht um fünf Stunden verlängerten, wenn unvorhergesehene Ereignisse Umplanung notwendig machten, schmiedete ein festes Band um die im Weihnachtseinsatz Vereinigten. Das kam zum Ende der Schicht zum Ausdruck, wenn die Leute, die auf der ganzen Hütte verteilt gewesen waren, wieder in der Waschküche eintrafen und sich mit der ganzen wohligen Zufriedenheit, die ein gutes Gewissen verleiht, auf den Feierabend vorbereiteten. Dann stimmte schon mal einer ein Weihnachtslied an, in das die andern einfielen. Dann war „für fünf Minuten Weihnachten“.

Als die Nachtschicht noch von sechs bis sechs dauerte,

gab es für die Maschinenabteilung Hochhofen am Heiligen Abend keine „kalte Schicht“. Denn auch bei eingeschränktem Betrieb laufen die Maschinen, und bei Ausfall muß eine die andere ersetzen. Da stand denn im Gebläsehaus, in dem noch keine Turbogebläse und Turbinen waren, ein Tannenbäumchen. Zum Überfluß wurde noch eins mit Kreide auf die Tafel gemalt. Für die Kaffeepause, die bei Kerzenglanz gehalten wurde, holte man aus der großen Kantine am Eingang Hildastraße Bier, den halben Liter für einen Groschen, wohl auch aus der alten Kantine am Thomaswerk, die die ganze Nacht über offen war, „solche Kaventsmänner“ von Rollmöpsen und Zigarren, „drei krumme Hunde für zwanzig Pfennig“.

Zusammen mit den Schnitten von daheim gab das eine gute Unterlage für den stimmungsvollen Teil, der im gemeinsamen Singen aller aller bekannten Weihnachtslieder bestand.

Singen macht Durst, und Bier konnte man damals nachfassen; aber der Meister sorgte dafür, daß der „Rahmen des Erlaubten“ nicht überschritten wurde. Er drückte ein Auge zu, wenn einer, der zu hastig getrunken hatte, am Tisch einnickte und die anderen ihm alle Knöpfe des blauen Arbeitsanzuges und die Stiefelspitzen mit Mennige anmalten. Er lachte mit, wenn sie einem Glatzkopf heimlich auf Schmirgelpapier zerriebenen Blaustift auf die Platte bliesen. Bei der Hitze im Maschinenhaus war auszurechnen, wann er sich mit dem Taschentuch über Kopf und Stirn fahren würde.

Aber war einer wirklich blaugeworden und stolperte etwa draußen über die Schienen, so daß ein Lokführer empört schrie, daß er „einen Besoffenen um ein Haar überfahren hätte“, dann wußte der Meister auch, was er zu tun hatte. „Hier gibt es keine Besoffenen“, erklärte er fest, „wenn der Mann auf den Schienen lag, war er gasig“. Den wieder zur Besinnung gekommenen Wilhelm brüllte er an: „Gemeldet habe ich dich nicht. Aber die halbe Schicht ziehe ich dir ab, zur Strafe.“ Und Wilhelm brüllte zurück: „Is gut, Meister.“ Denn wo Maschinen rauschen und saugen, Ventile zischen und Kulissen donnernd ausgeschaltet werden, kommt man mit normaler Lautstärke nicht aus, auch nicht bei „Stille Nacht“.

„Am Heiligen Abend sind alle Leute so nett“

Das ist die gemeinsame Erfahrung unserer Telefonzentrale, von jeder und jedem einzeln in der Heiligen Nacht gemacht, wie der Dienst so anfiel im Laufe der Jahre. Je mehr das Werk wuchs, um so strammer sind die Anforderungen an Telefonisten und Telefonisten geworden. Die „gute alte Zeit“, in der nur bis siebzehn Uhr vermittelt zu werden brauchte, liegt erst zehn, zwölf Jahre zurück. Die nächste Entwicklungsetappe schrieb Dienst bis zwanzig Uhr vor, und dann wurde es notwendig, „durchzumachen“. Vor allem mit Rücksicht auf die Großreparaturen, für die nur so wenig Zeit zur Verfügung steht.

Auf Unvorhergesehenes — plötzlicher Bruch macht zusätzliche Ersatzteile nötig, ein Spezialmonteur wird zur Behebung einer Störung von auswärts angefordert, einer von „unseren“ aus dem Bereitschaftsdienst, also vom Tannenbaum weg, geholt —, auf Unvorhergesehenes sind auch die uns beliefernden Firmen mit Not- und Bereitschaftsdienst vorbereitet. Die Verbindung zu ihnen muß hergestellt werden, ob der Heilige Abend herniedersinkt oder schon der Weihnachtsmorgen heraufdämmt. Das Sinken des Abends in der Telefonzentrale erleben zu müssen, ist schmerzlicher als die eigentliche Nachtschicht. Denn am späten Nachmittag stehen die Kinder ohne Vati oder Mutti unterm Tannenbaum, während es nach der Feier nicht mehr viel ausmacht, „ob man ins Bett geht oder zum Dienst“.

„Christkindchen, bist du da?“

Vater oder Mutter, die die Spannung ihrer ungeduldigen Kleinen dämpfen oder erhöhen wollen, bitten die Zentrale, „doch einmal kurz anzuschellen, als wenn's aus dem Weihnachtsland käme“. Oder eine Kinderstimme fragt nach dem Christkindchen und hat den halben Wunschzettel schon heruntergebetet, ehe die Telefonistin erkennt, daß ihr nichts anderes übrigbleibt als mit „warst du denn auch brav? Warte nur, es dauert nicht mehr lange bis zur Bescherung“ den nicht zu vermittelnden Anschluß zu

ersetzen. Es kann auch sein, daß es klopft und das Kind, das im vorigen Jahr mit dem Christkindchen gesprochen hat, in scheuer Neugier ein Päckchen abgibt. Am Heiligen Abend sind viele Dinge möglich. Die Leute sprechen ganz anders und sind viel aufgeschlossener und netter — als z. B. am Silvester.

Da muß der Vermittlungstisch mindestens mit zwei Kräften besetzt sein, denn alle Welt ist am Telefonieren. Zu den üblichen, an Reparaturschichten gebundenen Anrufen kommen solche von Belegschaftsmitgliedern, die das neue Jahr schon im voraus ein bißchen begossen haben und sich nicht mehr klar genug fühlen, um zur Nachtschicht anzutreten.

Der Zentrale aber zeigen sie den starken Mann

Da hat mancher einen Ton am Leibe — „meist wissen sie gar nicht, was sie sagen“, meint die Telefonistin milde. Schlag zwölf Uhr setzt ein wahres Bombardement von eiligen Vermittlungswünschen ein. Betriebe, Private, Hausanschlüsse ohne Durchwahl, Rufe von auswärts — jeder will jedem gratulieren, wenn die Neujahrglocken läuten, die Raketen zischend auf-fahren und die Böllerschüsse krachen. Mit fliegenden Fingern werden die gewünschten Gespräche zu ganzen Listen zusammengeschrieben. Nach fünfzehn Sekunden mahnt der erste Ungeduldige, er hätte schon die ganze Nacht gewartet. Um vier Uhr kann damit gerechnet werden, daß alle Neujahrsgratulanten ermattet in die Falle gesunken sind. Dafür wird vielleicht das Verlangen nach dem Krankenwagen häufiger und dringen-der, oder das zu Weihnachten bestellte „Christkindchen“ meldet sich mitten in Vaters „kalte Schicht“ hinein als „strammer Neujahrsjunge“. Wenn das kein Glück bringt fürs ganze Jahr!

„Wir haben noch nie eine Weihnachtsfeier mitgemacht,

solange wir auf der Hütte sind“, sagen die in unserer Postabteilung Beschäftigten mit leisem und verständlichem Neid, wenn sie daran denken, wie in anderen Abteilungen am Vormittag des Heiligen Abend das Drin-gendste rasch erledigt wird, damit, wer will, um elf Uhr in den Lichthof der Hauptverwaltung zum Weihnachtskonzert gehen kann. Wenn die stimmungsvolle Musikstunde zu Ende ist, vermag von unserer Werkpost niemand als Ohrenzeuge zu sagen, wer diesmal gesungen hat, unser „MGV Westfalen“, die „Dortmunder Sängerknaben“ oder der „Mozart-chor“. Solange sie im Parterre der Hauptverwaltung untergebracht waren, konnten sie die Tür aufstellen, aber jetzt ... Auch bei der Über-tragung durch Lautsprecher würde man im Postkeller nicht viel von dem festlichen Konzert haben. „Süßer die Glocken“ und „O du fröhliche“ müßten überdröhnt werden vom Stampfen der Adressiermaschine, vom rhythmischen Schlag der Frankiermaschine, vom dumpfen Aufprall der Stempel, vom Wiegen und Verladen der heute zahlreicher als sonst an- und abrollenden Postautos. Alle Augenblicke klopft's am Schalter, oder die Tür fliegt auf, um Boten der Abteilungen und Betriebe einzulassen, die

„noch Post bereinschmeißen“.

Vor der weihnachtlichen Stillelegung erweist sich doch manches noch als brandeilig, wenn der Bote von der Post auf seinem letzten turnusmäßigen Gang schon dagewesen ist und „Frohes Fest zusammen!“ gewünscht hat.

Wir wollen den Arbeitskameraden und -kameradinnen von der Post gern dankbar bezeugen, daß sie uns noch niemals anders als freundlich und hilfsbereit begegnet sind, wenn wir im letzten und allerletzten Augenblick noch den und jenen Wunsch hatten. Wer in der Postabteilung arbeitet, ist von jeher an teamwork und Hand-in-Hand-Arbeit gewöhnt und an den hektischen Endspurt. Ein Trost, daß niemals mehr so „drangehauen“ werden muß wie noch in den Jahren vor dem Kriege und im Kriege. Erfahrung, Routine, kameradschaftliches Zusammenwirken beschleunigen schließlich den Feierabend, und während „die Maloche“ nur so von der Hand fliegt, breitet sich im Herzen die erwartungsvolle Freude aus auf Briefe, Päckchen und Pakete, die inzwischen „die Kollegen von der Bundespost“ zu Hause abgegeben haben.

„Die Spitzbuben sind auch wach in der Heiligen Nacht“

Auf den Trichter dieser bitteren und ernüchternden Erkenntnis kommt kaum ein Familienvater, der friedvoll mit den singenden Seinen den



Weihnachtsbaum anzündet, wohl aber ein Werkschutzmann, den es zu Weihnachten immer wieder traf, „weil das Jahr eben zweiundfünfzig Wochen hat und ich dran war“. Man gewöhnt sich daran, man erwartet nichts und bleibt doch auf alles gefaßt. Tagelang vorher hat der Chef schon „alle Mann an Bord“ gerufen und die gewohnte Parole sozusagen dreidoppelt unterstrichen herausgegeben: „Gut zureden. Immer höflich bleiben. Keinen anfassen.“ Es gehört nicht viel Phantasie dazu, um zu ahnen, daß es sich hierbei um den Umgang mit Leuten handelt, die es — allen betrieblichen Vorschriften, allen begründeten Warnungen zum Trotz — nicht lassen konnten, eine Pule einzuschmuggeln oder zwei. „Hier ist Meister Q. Kommt doch mal und holt hier einen 'raus. Ich kann ihn nicht mehr bändigen.“ Meist kam dann „der Dicke“ mit noch einem vom Werkschutz. Wie sie es angefangen haben, den nach reichlichem Alkoholgenuß Widerborstigen oder Schlafenden, Traurigen oder Wütenden, Frechen oder um sich Schlagenden ohne Gewaltanwendung zum Ausgang zu schaffen, das ist ihr Spezialrezept. Sie müssen's wohl richtig gemacht haben, sonst wären die meisten der Flaschenhelden nicht am nächsten Tage beschämt zu ihnen gekommen, um sich zu entschuldigen und zu bedanken.

Und die Spitzbuben, die haben es in dieser Nacht der weitgehend herr-schenden Betriebsruhe vor allem auf wertvolles Werkzeug abgesehen. Sie hoffen, daß die eingesetzten Betriebswachen sie nicht bemerken. Die Betriebswachen aber sind genauso „auf Zack“ wie der Werkschutz auch und wissen, welche Nummer sie zu wählen haben: „Hier schleicht einer 'rum.“

'rumschleichen

kann jemand natürlich auch auf den bis zur Robertstraße ausgedehnten Parkplätzen. Darum wird gerade in einer Nacht, in der dort nur wenige Wagen stehen, immer noch ein Rundgang mehr gemacht. Seltsam genug ist es, eine Schicht lang nur das Geräusch der eigenen Schritte zu hören. Die Produktionsbetriebe haben um acht Uhr Schluß gehabt. Wenn der Werkschutz seinen Nachtdienst beginnt, ist es am Eingang Stahlwerk-sträße, der sonst vom Stampfen und Dröhnen der Kräne, vom Kreischen der Ketten, vom Pfeifen der Werkseisenbahn und vom dumpfen Rollen schwerer Laster widerhallt, ganz still. So still, daß dem seit zwanzig und dreißig Jahren an den geschäftigen Lärm gewöhnten Ohr was fehlt. „Man wird so unruhig davon.“

Auf frischer Tat ertappte Diebe, vor dem Unfalltod bewahrte Trinker, verhindert der Überdruck an den Wasserleitungen stillstehender Betriebe, vor dem Einfrieren gerettete Pumpen, weitergeleitete Alarmrufe an Spezialisten, die geholt werden müssen — das sind Auszüge aus dem Weihnachtstagebuch unseres Werkschutzes, hinter denen ungeschrieben der erleichterte Seufzer steht: „Nichts passiert.“

Von einer „ruhigen Schicht“ war keine Rede,

wenn es im Laufe der Heiligen Nacht auf einer unserer Unfallstationen zu einem halben Dutzend Eintragungen gekommen ist: „Zum Arzt geschickt.“ Arzt heißt in diesem Falle Unfallkrankenhaus, und schicken bedeutet, daß der Heilgehilfe bei der Werksfeuerwehr einen „Siegfried“ angefordert hat. Es braucht weder zum Krankenhausaufenthalt noch überhaupt zum Krankfeiern zu kommen. Der Heilgehilfe, der sieht, was passiert ist, und gesagt bekommt, wo es weh tut, sorgt nur dafür, daß sogleich eine Untersuchung vorgenommen wird, damit die auf „kalter Schicht“ üblichen Rißwunden versorgt werden, Quetschungen und Zerrungen die richtige Einschätzung und Behandlung erfahren. Am Silvesterabend ist man auf der Unfallstation daran gewöhnt, daß vor Schichtbeginn immer mal ein Pfortner mit einem Arbeitswilligen, allem Anschein nach aber nicht Arbeitsfähigen zum Alkoholest kommt. Ergibt das Testbild, daß sich der Mann in „bedenklichem Zustand“ befindet, so bleibt es in das Ermessen des Pfortners gestellt, ob er ihn hereinlassen will oder nicht. Würden Sie es tun?

Der Wilddieb und der Weihnachtshase

Daß diese Geschichte nicht gestern passiert ist, wird jeder begreifen, der heute etwa versuchen wollte, auf unserem Werksgelände einen Hasen auch nur zu sehen. Vor mehr als dreißig Jahren tauchte ausgerechnet am Heiligen Abend ein Hase bei der Drahtverfeinerung auf und mußte gerade dem Kollegen von der Werkseisenbahn vor die Lok laufen, den die andern „Wilddieb“ nannten. Bremsen und runter von der Maschine, das war eins für den Wilddieb. Gerade sah er noch die „Blume“, Meister

Lampes weißen Schwanzpuschel, in einem Rohr verschwinden. „Den haben wir“, rief er seinem Heizer zu, „knie dich mal vor das andere Rohrende, daß er nicht raus kann.“ Und haste nicht gesehen fing der Wilddieb an, in das Rohr hineinzukriechen. Er konnte sich so eben drin bewegen, denn mehr als vierzig Zentimeter Durchmesser hatte es nicht.

Plötzlich hörte der den Rohrausgang blockierende Kamerad zwei Schreie. Der eine kam von dem Hasen, den der Wilddieb „an den Hinterknochen“ erwischt hatte, und der andere von dem Wilddieb: Er wollte zurückkriechen und konnte nicht, weil seine dicke, gesteppte Jacke sich aufrollte. Er saß im Rohr fest wie ein Pfropfen, den verzweifelt zappelnden Hasen in den Fäusten. „Hilfe, Hilfe!“ — „Brüll nicht so. Es muß mir doch erst was einfallen.“

In einer der leeren Hallen fand sich ein steifes Seil, das der Kamerad als Schlaufe in das Rohr hineinschob. Der Eingeklemmte angelte mit den Füßen rückwärts, bis er sich in die Drahtschlaufe eingehakt hatte. Dann wurden mit „Hauruck“ der Wilddieb und seine Beute an die Luft gezogen, deren sich der Hase nicht lange mehr erfreuen sollte. Am Spieß gebraten, feierte er Weihnachten auf Hasenbratenart.

„Schenk mir eine Tafel Schokolade“

Kollege S. war sonst ein feiner Kerl; aber ausgerechnet am Heiligen Abend auf Nachtschicht eingeteilt zu sein, das ging über sein Selbstbeherrschungsvermögen. Je weiter die Nacht vorschritt, um so lauter äußerte er seinen Zorn, bis seine Kameraden, die sich die Weihnachtsmaloche ja auch nicht ausgesucht hatten, sie aber mit mehr Fassung ertrugen, bedient waren. „Dem werden wir mal Manieren beibringen!“ Kollege J. begann so auffällig mit einer Tafel Schokolade herumzuhantieren, daß der wütende S. sein Schimpfen unterbrach. „Gib mir auch ein Stück.“ — „Kommt nicht in Frage“, antwortete J., „wenn du sie haben willst, mußt du sie kaufen, ganz.“ S. warf Geld auf den Tisch und begann unverzüglich zu essen. Er ließ nichts übrig. Schimpfen tat er auch nicht mehr. Dafür fing er an zu stöhnen, und gegen Ende der Schicht wand er sich in Krämpfen. Bis heute hat es sich bis zu ihm nicht herumgesprochen, daß er eine ganze Tafel Abführschokolade gegessen hatte.





Die Mutter mit dem Kinde

VON MAX BARTHEL

Ein Bauernbursche, vom Berghof seiner Heimat davongelaufen, südwärts, nach Italien, Name unbekannt, Alter zweiundzwanzig Jahre, von uns Carlos genannt — oder Langer Karl —, dieser junge Bursche war vor Jahren in Rom mein bester Freund. Mit ihm besuchte ich die Museen und die Kirchen, die Katakomben und die Weinkneipen, wir führten große Gespräche bei dünner Suppe und hartem Brot, jung waren wir und Bürger der Ewigen Stadt, Ehrenbürger sogar: Wanderburschen.

Kurz vor Weihnachten bummelten wir durch das alte Borgoviertel am Tiber, unweit des Petersplatzes. Die Kirchen dufteten nach Weihrauch, sie waren wie hellerleuchtete steinerne Barken auf der Fahrt nach der Unendlichkeit.

Freude, Verheißung und Jubel in der Stadt!

Carlos lebte als Fremdenführer in Rom, sprach ein ausgezeichnetes Italienisch und konnte sich zur Not auch in Latein verständigen. Der begabte Bauernbursche aus den steyrischen Alpen liebte Michelangelo und — schwärmte für den Zirkus und das Variété. An jenem Abend nun lud er mich ein, sein Gast zu sein. Nach einem kleinen Abendessen besuchten wir ein Variété, saßen auf dem billigsten Platz auf der Galerie, unter uns der gefüllte Raum. Das kleine Orchester stimmte schon die Instrumente. Es klang wie das Zirpen vieler Grillen, manchmal schienen auch Vogelrufe dazwischen zu sein. Noch wurde unter uns gelacht und erzählt, dann wurde es ganz still, der rote Samtvorhang an der Bühne ging auseinander, die Musik spielte einen Tusch.

Zuerst kam ein junges Mädchen auf die Bühne. Sie war herausgeschickt worden, um Stimmung zu machen, um durch kleine Lieder die Herzen zu rühren. Als sie mit den Liedern begann, war es, als baue sie an einer leichten, leuchtenden Brücke, über die alle im Saal aus dem grauen Abend in ein Traumreich wandeln konnten. Zum Schluß sank das Mädchen in die Knie. Dabei entblätterte sie frech das kurze Kleidchen. Die Männer klatschten Beifall. Carlos aber rührte keine Hand, er sah vor sich hin und sagte:

„Das arme Ding!“

Nein, damals verstand ich das nicht. Wieso denn arm? Vielmehr erfreulich war sie, entzückend, sie erinnerte an eine der vielen Plastiken, die hier in den Museen standen, an eine Nike erinnerte sie, an eine Venus und die man gegen Eintritt — Kostenpunkt eine Lira — bestaunen und bewundern durfte. Freilich schminkten sich die Göttinnen nicht wie die kleine singende Cornelia da unten auf der Bühne, aber sie brauchten ja auch nicht wie sie öffentlich aufzutreten und in die Knie zu fallen. Wie ein Feuerwerk brannte der Beifall ab.

„Cornelia, Cor-ne-li-a!“ wurde gerufen, aber sie erschien nicht, sie hatte ihren Auftrag erfüllt, das Programm mußte abrollen. Andere Nummern, andere Auftritte und Abgänge.

Die dramatische Sängerin mit dem beinahe griechischen, aber



seelenlosen Gesicht, die nun kam, war schlecht, sie lebte eigentlich nur vom Erfolg Cornelias und wurde vom Publikum mit Nachsicht behandelt. Der Messerwerfer verstand mit tödlicher Sicherheit sein gefährliches Handwerk. Die Jongleure waren mäßig. Nur einer von ihnen spielte mit fünf goldenen Bällen traumhaft schön. Hier auf dieser Bühne begann sein Aufstieg, der einmal die ganze Welt in Bewunderung setzen sollte.

Nun erschien Ingrid, die „singende Seeschwalbe“. Blaue und gelbe Seide umschloß einen morgenfrischen Leib. Sie lächelte strahlend und erkletterte das Trapez. Sie warf Kußhände in den Saal und schwang sich lächelnd hin und her. Dann begann sie zu singen. Sie paßte ihre Melodie dem Schwung der silberglänzenden Stahlschaukel an. Es war, als sehe und höre man das blaue Meer in zärtlichen Wogen nach dem festen Lande verrollen und zerschäumen. Als sie dann die Schaukel in heftigere Bewegung versetzte, hörte man keine Melodie mehr, nein, das Lied wurde zum Schrei, zu wilden Vogelrufen wie die der Seeschwalben oder Silbermöwen.

Mit einem Gesicht wie aus Feuer lächelte sie, als das Trapez ausgeschwungen hatte und sie sich langsam die blonden Haare aus der Stirne strich.

„Groß, ganz groß, ich muß ihr's sagen“, erklärte Carlos, als sie auf der Bühne stand und knickste. „Un momento“, sagte er und war verschwunden, bevor ich ihn fragen konnte, ob er das Mädchen kenne.

Die Vorstellung ging weiter.

Im Lichte der Scheinwerfer stand nun ein Jüngling mit blauschwarzer Schmachlocke, schwarzem Frack, gelben Schuhen, bunter Schleife und einer Stimme, gewaltig wie eine Orgel. Ein Napolitaner, ein kleiner Caruso. Vom Beifall umbrandet, trat er ab, vom Beifall hervorgerufen, erschien er wieder und sang eine glanzvolle italienische Arie. Ja, auch er hatte, wie alle anderen vorher, mit an der Brücke nach dem Traumland gebaut, einer Brücke zum zweiten Dasein nach dem ersten des Alltags.

In der Pause kam Carlos wieder. Ich fragte ihn nach der Trapezkünstlerin, aber er hüllte sich in Schweigen und lächelte. Vielleicht hatte er das junge Mädchen als Fremdenführer kennengelernt — ich weiß es nicht. Wir gingen zehn Minuten ins Freie, in die Dunkel-



heit, in die Kühle, in den nahen Lichterglanz. Und dann begann die Vorstellung wieder.

Mit schnellem Schritt, wobei ihr die flatternden Röcke um die schwellenden Hüften schlangen, sprang eine Tänzerin aus der Kulisse ins grelle Bühnenlicht. In dem weißgeschminkten Gesicht brannten schwarze, unwahrscheinlich strahlende Augen. Über der niedrigen Stirn lag das dunkle Haar in kleinen, erstarrten Wellen. In den Ohren schaukelten goldene Ringe. Der rotgeschminkte Mund sah wie eine Wunde aus.

Sie begann mit einem Lied, das anfangs sehr schrill war und an das Gekreis eines Papageis erinnerte. Aber dann war eine Melodie im Raume, wie sie manchmal in den wildesten Fieberträumen erklingt. Vielleicht haben die Sirenen so gesungen, jene schönen, grausamen Weiber, die auf schwarzem oder rotem und triefendem Felsen am blauen Meere lagen, um die Seefahrer anzulocken und sie mit scharfen Vogelkrallen zu ermorden.

Die da auf der Bühne mußte ihre Gewalt kennen, sie sang, sie wiegte sich in den Hüften, sie ließ die Augen funkeln, die Ringe schaukeln. Nach einem lockenden Schrei begann sie zu tanzen. Im Licht der Scheinwerfer drehte sie sich hin und her, wirbelte herum und wurde wilder und aufreizender.

Vergessen war Cornelia, die junge, vergessen war die griechisch anmutende Sängerin, vergessen der Messerwerfer und die Jongleure, die singende Seeschwalbe Ingrid und der junge Mann mit der Orgelstimme. Jeder Schritt, jeder Hüftenschwung der wilden Tänzerin auf der Bühne hatte alles, was wir vorher gesehen hatten, aus dem Gedächtnis gefegt. Es war schön und gefährlich zu gleicher Zeit.

Immer noch tanzte und stampfte sie, flog auf leichten Füßen dahin und lächelte. Plötzlich stand sie still, begann mit ihrem sirenenhaften Lied noch einmal, sie spann diese Melodie weiter aus zu einem zauberhaften Netz, in dem wir alle hingen und zappelten.

Und nun geschah es: Aus der dritten Reihe des Parketts erhob sich eine Frau, die bisher allen Darbietungen beinahe andächtig gefolgt war, Cornelias kleinem Song und dem Orgelklang des Napolitaners, dem Mädchen Ingrid und dem Jongleur mit den fünf goldenen Bällen — alle und alles hatte sie bewundert —, doch diese Sängerin auf der Bühne konnte sie nicht ertragen. Der Tanz und das Lied taten ihr körperlich weh, ihr klares, römisches Gesicht war schmerzhaft verzogen. Sie drängte sich durch die Reihen der Männer, die unwillig Platz machten und murmurten.

„Schau dir das an“, sagte Carlos leise und stieß mich an. „Schau dir das an — die Madonna!“

Wieso Madonna? Eine junge Römerin sah ich durch die dritte Reihe da unten gehen, eine junge Frau wie viele andere auch. Und dann sah ich's: In dem schwarzen Umhängetuch trug sie ein kleines Kind! Kinder gehörten um diese Zeit ins Bett; wie kam das schlafende Kind an der Mutterbrust so spät hierher? Und ich sah weiter: Zögernd und verlegen schritt sie an den Männern vorüber, die immer noch gebannt nach der Bühne starrten, zur Tänzerin hinauf, zur Sängerin. Wem es nicht gefällt, der soll gehen, schienen einige zu denken, wir haben bezahlt, wir bleiben bis zum Schluß. Basta! Aber es wurde ein merkwürdiger Schluß: Bei jedem Schritt der Mutter mit dem Kinde schien die Traumbrücke zu zittern, an der den ganzen Abend die Artisten gebaut hatten. Es war, als habe sich ein Tragpfeiler empört und verweigere den Dienst. Ja, genauso war es.

Noch tanzte die Sängerin da oben, noch sang die Tänzerin, aber es war nicht mehr der alte Schwung, das wilde Feuer in ihr. Sie schien irgendwie gelähmt zu sein. Ihr Lied verlor die Gewalt über die Männer. Noch wirbelte und stampfte sie, ihre Augen wurden größer und schwärzer, die Sprünge und Schwünge immer verwegener — vergeblich, vergeblich, ihre Macht war dahin. Ja, warum denn? Ganz einfach — weil eine Mutter mit ihrem Kinde aufgestanden war und von dem Theater genug hatte.

Wohl sang und sprang sie da oben noch eine kleine Weile, aber es war keine Leidenschaft mehr darin, keine Verlockung und Verzauberung. Mache war es, billiges Schmierentheater. Wie verloren und verlassen stand sie nun da, ohne Glanz und Klang. Mit einem klagenden, weinerlichen Schrei beendete sie ihren Auftritt. Kümmerlicher Beifall begleitete sie, als sie in die Kulissen flüchtete.



Carlos erwachte wie aus einer Betäubung. Die Mutter mit dem Kinde hatte den Saal verlassen. Und Carlos sagte, wobei er in die Mundart seiner Bergheimat verfiel:

„Weißt, schön sind sie schon, die Sirenen, aber unfruchtbar, ich glaube, ich mach' doch heim zu meiner Mutter. Über sechzig Jahre ist sie schon, meine Mutter ...“





Ed. Moran

Eine richtige Feier mit „Bescherung“

gab es für unsere Schwerbeschädigten, solange sie noch in ihrer alten Werkstatt waren, immer vormittags im Anschluß an die Frühstückspause am Heiligen Abend. Eine Werkstatt wurde ausgeräumt und strahlte in Tannenschmuck und Kerzenglanz. Erwartungsvoll versammelte man sich — die Blindenhunde immer dabei — mit eingeladenen Betreuern, um gemeinsam zu singen, Mandolinensoli eines besonders talentierten blinden Kameraden zu hören und manchmal sogar künstlerische Darbietungen von Kräften zu genießen, die eigens für diese Feier verpflichtet worden waren. Zum Schluß bekam jeder ein Päckchen, in dem „was zu rauchen war“. Das Christkindchen hatte sich vorher genau erkundigt, ob es Zigarren, Zigaretten oder Tabak sein sollte, und an die Kameraden, die anderen Betrieben zugeteilt waren und dort „kalte Schicht“ verfahren mußten, hatte es auch gedacht. Sogar die Werkstattkatten waren von ihm nicht vergessen worden: Wenn um vierzehn Uhr Feierabend war, fanden sie ihren Tisch mit Milch und Fisch so reichlich gedeckt, daß auch sie merken mußten: es weihnachtet sehr.

Der Tannenbaum vom „alten Fritz“

Früher fing für die Nachtschicht unseres Eisenbahnbetriebs die Heilige Nacht schon um fünf Uhr nachmittags an. Da traf man sich nämlich in der Wirtschaft „Zum alten Fritz“ am Borsigplatz, um „das Notwendige“ zu besorgen. Das Notwendige waren einige Pullen, die man gemeinsam erwarb, und einer von den draußen an der Hausmauer zum Verkauf lehrenden Tannenbäumen, den einer ohne Bezahlung mitgehen ließ, während die anderen „Ablenkungsmanöver“ ausführten oder auszuführen glaubten: Mit ihren Einkäufen und den gekippten „Kurzen“ hatten sie dem „alten Fritz“ so gut zu verdienen gegeben, daß er den traditionsgemäß geklauten Baum gut unter Generalunkosten verbuchen durfte, wenn er ihn überhaupt vermißt.

Nach einigen daheim verschlafenen Stunden traf man sich mit Baum und Pullen in der „Bude“. Der Baum kam in einen Fuß aus Pfannenmasse (unsere ff Steinfabrik hat man im „Bezirk V“ sozusagen nebenan) und wurde mit mitgebrachten Kugeln und Lametta aufgeputzt. Dann gab der Bahnhofs-aufseher seinen Leuten die für diese Nacht geltenden „Spezialvorschriften“. Es ging darum, möglichst bis halb ein Uhr mit der Arbeit im wesentlichen fertig zu werden.

Die Betriebe, die meist „kalte Schicht“ verfahren, forderten nicht in dem gewohnten Maße Maschinen an. Also wurden die Lokomotiven, die die Eisenbahn „behalten“ konnte, in der Nähe der Bude auf Abruf abgestellt. Die Weichensteller wurden hereingerufen, bis auf einen. Dieser eine mußte — am Erzberg — Meldungen entgegennehmen wie: „Kaiserstuhl II hat Koks abgesetzt für Hochofen.“ Ertönte vom Erzberg her das verabredete Trompetensignal, so löste sich aus der feiernden Gemeinschaft eine Kolonne, um den Koks wegzubringen. Zurückgekehrt, konnte sich diese Kolonne mit besonderem Genuß dem Feiern hingeben, denn beim nächsten Trompetenstoß kam eine andere Kolonne dran.

„Beißt mir mal den Mann vom Tisch!“

Das Feiern bestand in Kerzenglanz, in Schlucken aus den Pullen des „alten Fritz“, in tiefen Zügen aus dicken Zigarren, die der Bahnhofs-aufseher aus seiner privaten Kiste verteilte, und in Gesang. „Aus voller Kehle und frischer Brust“ sangen fünfzehn bis fünfundzwanzig Mann die Weihnachtslieder so schön, daß dem Bahnhofs-aufseher die Tränen über die Wangen rollten. Dann wurde es hohe Zeit für den lustigen Teil, bei dem jeder seine „Kunst und Kraft“ zu zeigen hatte. Seine Zähne in die Lehne eines Stuhles zu schlagen und ihn hochzuheben, ist nichts, wenn auf dem Tisch ein Mann liegt und ein anderer in seinen Ledergurt beißt und ihn so, freischwebend, auf die Erde sinken läßt. Beim Zusammenschießen eines Stapels von Blechbüchsen winkten Preise von zwölf, sechs und drei Flaschen Bier, für die Gutscheine ausgegeben wurden.



„Den egeen sin Uhl is den annern sin Nachtegal“

So kann eine Schicht unserer Werksfeuerwehr, die immer vierundzwanzig Stunden Dienst hat, den 29. Februar gar nicht genug preisen, weil er bewirkt, daß sie, die im vorigen Jahr den Heiligen Abend zu Hause verbringen durften, auch diesmal und nächstes Jahr wieder zu Hause sein werden, während die andere Schicht ebenso stramm drei Jahre hintereinander Dienst tun muß — allerdings mit der Aussicht, daß das nächste Schaltjahr sich umgekehrt auswirkt.

Der Einsatz unserer Feuerwehr, soweit er den Krankentransport angeht, trägt am Vormittag des Heiligen Abend freundliche Züge. Da stehen nämlich Rücktransporte aus Krankenhäusern auf dem Programm. Verletzte, bei denen es der Arzt verantworten kann, sie — wohlverpackt in Gips — über die Feiertage zu entlassen, steigen (oder „werden gestiegen“) mit freudestrahlenden Gesichtern in einen „Siegfried“ und fahren Richtung Heimat, von Frauen und Kindern, Müttern und Bräuten glückselig empfangen. Würden unsere Feuerwehrleute alle Tassen Kaffee, alle Pintchen „mitnehmen“, die ihnen bei solchem Wiedersehen angeboten werden, dann bräuchten sie sich um die eigene Weihnachtsstimmung keine Sorge mehr zu machen. Aber man ist im Dienst, die Zeit drängt, unentwegt kommt über Funk Anweisung zu neuem Einsatz, und ehe man sich's versieht, ist Mittag und damit Schichtende.

Die Gruppe, die Schichtbeginn hat, ist erfahrungsgemäß

auf alles mögliche gefaßt:

auf den Gasbrand, der nachmittags irgendwo im Werk gelöscht werden muß, auf den Unfall, der zum Glück kein Unfall wurde, weil der oben auf der Kranbahn eingequetschte Mann lange nicht soviel Schaden erlitten hat wie sein total zeretzter blauer Anzug. Da wollen Kreislaufgeräte für Gasschutz umgetauscht, Pumparbeiten an Hauptrohrleitungen erledigt, bei Reparaturarbeiten Brandwachen gestellt werden. Meint man, im Falle einer Gefahr mit Handfeuerlöschern nicht auszukommen, legt die Brandwache Schläuche aus. Die Kumpels, die in der Heiligen Nacht keine Beförderungsmöglichkeit nach Hause haben, und die Telefonistin vom Dienst, sie wollen heim.



Junge Mütter werden vom Weihnachtsbaum weg zu Entbindungen gefahren. Anrufe kommen mit dem Verlangen, den Kumpel Q. von der und der Adresse oder sogar von einer bestimmten Kneipe aus nach Hause zu fahren. Das geschieht meist am ersten oder zweiten Feiertage oder zu Silvester. „Krank oder betrunken?“, das ist dann die Frage, die sich der verantwortungsbewußte Feuerwehrmann vorlegen muß, ehe er den Patienten in den Wagen trägt, oder den Kumpanen dessen, der nur schwer geladen hat, taktvoll klarmacht, daß man mit Krankenwagen keinen Mißbrauch treiben darf.

Wer meint, daß er mit verknackstem Fuß Anspruch auf eine Heimbeförderung hat, muß sich schon gefallen lassen, daß man ihm sagt: „Zuerst fahren wir bei der Unfallstation oder beim Arzt vor.“ Manchmal legt dann der Partner den Hörer auf, nachdem er stotternd erklärt hat, er würde doch lieber gehen.

Einen Augenblick gibt es jeweils am Heiligen Abend, in dem es für unsere Feuerwehrleute eindeutig weihnachtet: wenn — ganz Lächeln — eine Schwester auf sie zutrifft und sie bittet, für die Kameraden vom Krankentransport Tüten mitzunehmen. In früheren Zeiten hatte sich eine Aufnahmeschwester einen originellen Baumschmuck ausgedacht: in Staniol eingewickelte

Zigarren umschwebten wie Miniaturzeppeline

ihr Bäumchen, und jeder Feuerwehrmann durfte eine abpflücken.

Unter dem Weihnachtsbaum, den unsere Feuerwehrleute gemeinsam aufputzen, liegen Geschenke seltsamer Art. Das Christkind hebt hier mahnend den Finger und bedenkt z. B. einen passionierten Pfeifenraucher mit einem ganzen Gebirge verlockend aufgeschichteter Tabakpackungen, die leer sind. Oder es holt für einen, der allzuviel an seinem brandneuen Sportrad herumbastelt, einen „Ersatzrahmen“ vom Schrottplatz. Lachend kommt man am besten über die gefürchtete Wehmut hinweg. Manchmal sind auch Tränen gut, dann, wenn sich, weich angerührt vom Flügel-

schlag der „Stillen Nacht“, zwei erbitterte Feinde versöhnt in die Arme sinken. Es geht in einem hin, das Lachen wie das Weinen, und man stößt nachher mit Kaffeetassen darauf an. Garantiert mit nichts anderem. Was würde sonst aus dem Dienst?

Wie Männer vom Hochofen Weihnachten erleben

Es ist Heiligabend, vierzehn Uhr. Die Männer der Frühschicht treten ihren Heimweg an. So erzählte uns Robert Baukloh. Ein ungewöhnlicher Ton kommt vom Gebläsehaus. Man merkt, die Gebläsemaschinen fahren nur noch mit halber Kraft. Am Walzwerk VIII geht der Weg vorbei. Auch hier, am Lokschruppen, ein ungewöhnliches Bild: Sämtliche Fahrzeuge der Eisenbahn, soweit sie nicht Dienst für den Hochofenbetrieb verrichten, stehen in langen Reihen vor ihren Lokschruppen. Sie sind einsatzbereit für den Weihnachtsmann.

Die Mittagschicht leitet die Roheisenerzeugung anstatt zum Mischer zu den Tonwerken (kalter Mischer). Hier wird das flüssige Eisen in große Beete gekippt und Pfanne um Pfanne zum Erstarren gebracht. Wenn an einem unserer Hochofen Großreparatur ist, finden sich neben der Hochofenbelegschaft auch Männer des Stahlbaus, der Bauabteilung, der Elektroabteilung und der Maschinenabteilung ein, um gemeinsam die Schäden am Ofenpanzer, am Ofenverschluß und der Windleitung zu beheben.

In den Pausen merkt man jedem einzelnen an, daß heute kein gewöhnlicher Arbeitstag ist. Heiligabend! Sie sprechen vom Tannenbaum, der geschmückt werden mußte und den die Kinder noch nicht sehen durften, von den letzten Vorbereitungen. Sie freuen sich auf die Heimfahrt, die heute nicht solange dauern wird wie sonst mit der Straßenbahn oder mit dem Autobus. Weil vom Heiligen Abend um siebzehn Uhr an bis zum ersten Weihnachtsfeiertag um zehn Uhr früh keine Straßenbahn fährt, werden sie mit Privatbussen heimgeliefert bzw. geholt, ein Weihnachtsgeschenk, das jeder gern annimmt.

Beim Schichtwechsel um zweiundzwanzig Uhr wünschen die Kollegen von der Nachtschicht den Heimkehrenden noch ein frohes Fest. An den Arbeitsstellen, die von den Elektrikern mit guter Beleuchtung für die Reparaturarbeiten versehen worden sind, arbeiten Stahlbau, Maschinenabteilung und Bauabteilung Hand in Hand. Wenn um Mitternacht ein Ofen absticht, verlockt der Anblick des in Millionen Sternchen funkelnden, sprühenden und spritzenden Eisens die Männer zum Träumen: „Wie Wunderkerzen!“

Nie ist die Kameradschaft besser als in der Heiligen Nacht

In den zwanziger Jahren hieß Meister F. W., heute ein rüstiger Achtziger, seine Belegschaft Pause machen. Die Butterbrote wurden gegessen, Meister F. W. „buttert“ in seiner Bude. Nach dem Essen legte sich der eine und der andere auf die Werkbank, einige verkrochen sich auf den Boden der Werkstatt zu einem Nickerchen. Als die ausgedehnte Pause zu Ende war, dauerte es ein Weilchen, bis der Meister seine Leute wieder zusammengetrommelt hatte. Zu einem Grüppchen von vier Mann, die er einträchtig schnarchend auf dem blanken Boden liegend fand, sagte er in seiner trockenen, westfälischen Art: „Bleibt ihr mal ruhig liegen. Ich suche andere“, woraufhin die Schläfer prompt erwachten.

Kerzenglanz am frühen Morgen

In den Schlafzimmern der Kollegen, die am ersten Weihnachtstag zur Frühschicht gehen müssen, schellt der Wecker. Es ist fünf Uhr früh. Unterm Geläut der Kirchenglocken steht man auf und geht zur Arbeit. Die Straßen sind voller Menschen, die so früh schon zur Christmette gehen. Hier und da ist auch schon in einzelnen Wohnungen ein Weihnachtsbaum erleuchtet. Erwachsene, die vom Heiligen Abend übriggeblieben? Kaum. Sicher feiern dort Eltern mit ihren Kindern, die voller Erwartung um fünf Uhr früh nicht mehr schlafen konnten. In den Waschküchen, wo sich die ersten Kollegen zur Frühschicht treffen, brennt auch ein Tannenbaum. Hatte man ihn gestern nicht gesehen? War der Weihnachtsmann über Nacht in die Hütte gekommen?

Wilhelm, der sonst nach dem Umkleiden die Pfeife stopft und ansteckt, raucht heute morgen eine Zigarre mit Bauchbinde. August, der stets

„Haus Dreherburg“ raucht, hat heute eine Zwanzigerpackung „Aktive“ und spricht von Flaschen, die zu Hause stehen. Wilhelm reagiert schnell: „Von dem zu Hause haben wir jetzt nichts“, und der alte Junggeselle Franz mit seiner noch hart belegten Zunge pflichtet ihm bei. Wilhelm erzählt Franz und August, was Fritzchen und Erika zur elektrischen Eisenbahn mit allem Drum und Dran und zu Puppenwagen mit Puppe gesagt haben. Vorher allerdings hat Fritzchen Fragen über Fragen gestellt: „Warum ist der Weihnachtsmann heute abend schon bei uns gewesen? Zu Müllers kommt er doch erst morgen früh.“ Statt aller Antwort stimmt Mutter an: „Stille Nacht“, und Fritzchen, sehr blank und mit frischem Fassonschnitt, singt mit.

Ein weihnachtlicher Händedruck

Noch erfüllt von ihren Weihnachtserlebnissen, zerstreuen sich die Kollegen an ihre Arbeitsplätze, der eine an seinen Ofen, der andere in die Erzbunkeranlage, die Maschinisten an ihre Maschinen, die Handwerker an die Reparaturstellen. Dort geht die Arbeit programmgemäß weiter. Um acht Uhr überzeugen sich die Assistenten der Hochofenabteilung und der anderen beteiligten Abteilungen von dem Fortschritt der Reparaturarbeiten. Nicht selten erscheint auch gegen zehn Uhr der Hüttendirektor mit dem Hochofendirektor. Alle älteren Belegschaftsmitglieder, die sie persönlich kennen, begrüßen sie mit einem Händedruck, die andern mit „Frohes Fest“.

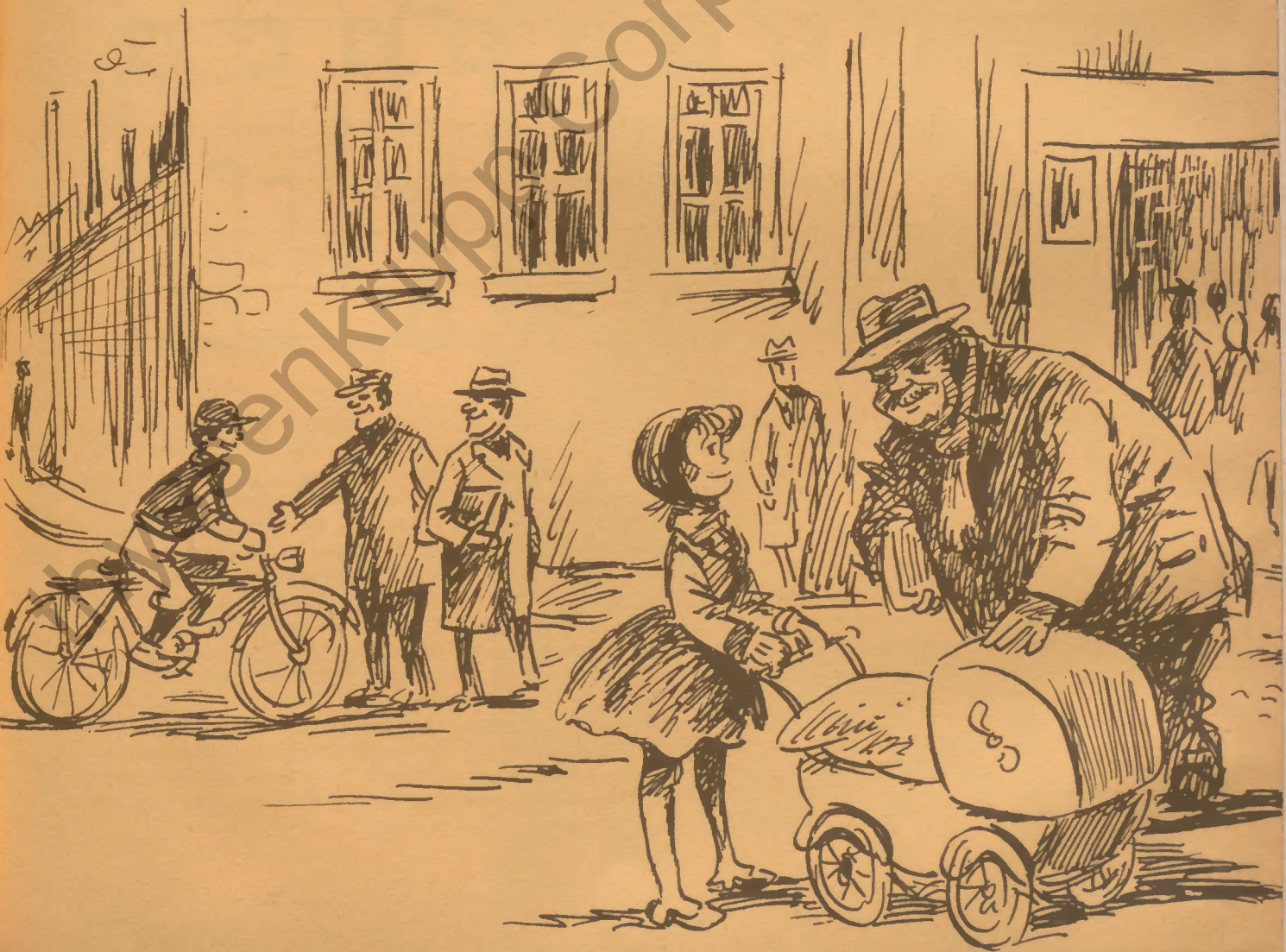
Während sie sich etwas abseits über den Stand der Arbeiten unterhalten, denken die Kumpels, jeder für sich: „Alle Achtung, mitten am Feiertag, wo sie es doch nicht nötig haben“, laut aber witzeln sie, daß die Gäste mit den Weihnachtsgeschenken daheim nicht zufrieden gewesen sind oder sich aus häuslichem Trubel in den Feiertagsfrieden der Hütte gerettet haben.

„Frieden auf Erden“

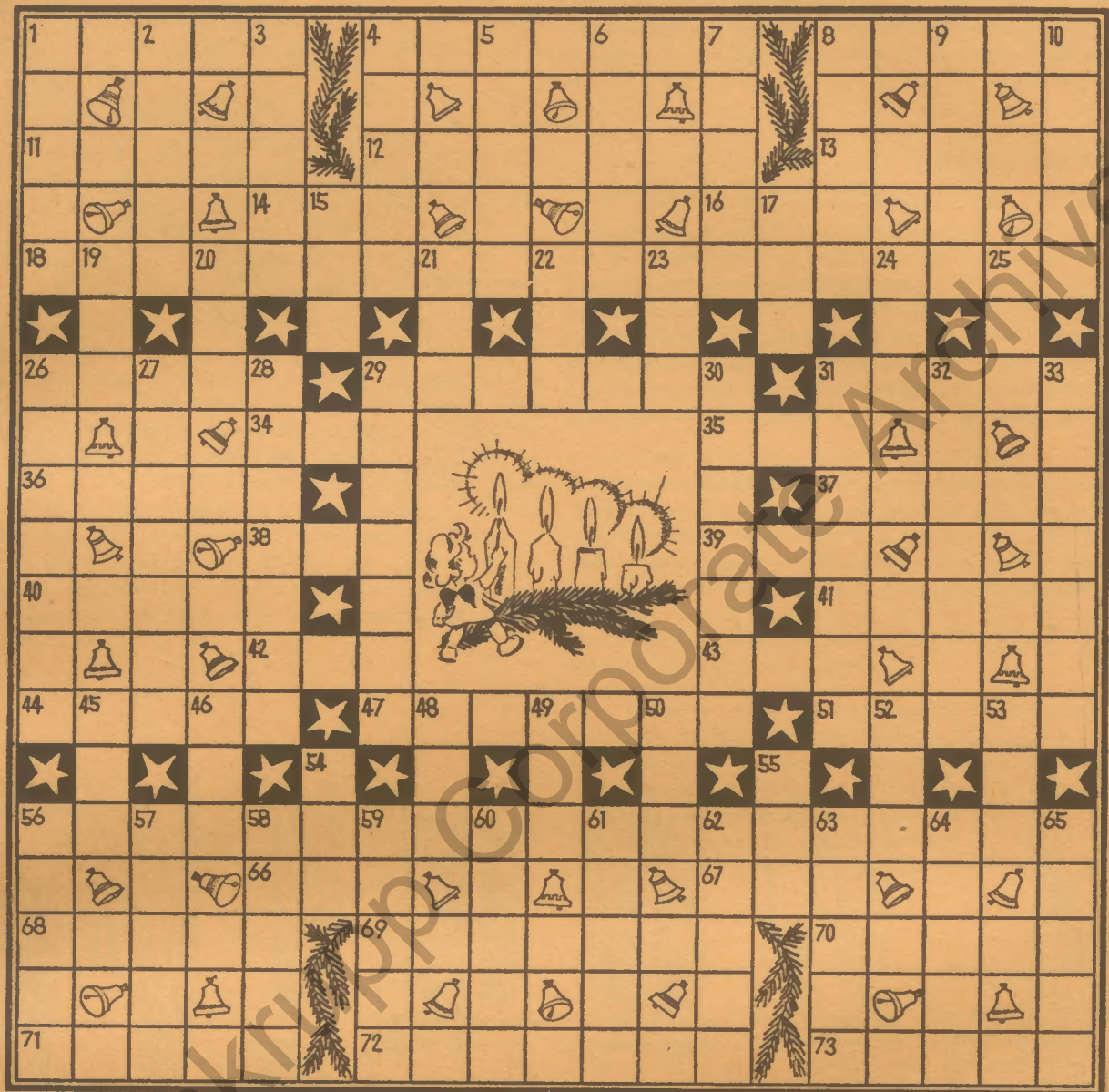
„1942 waren Franzosen bei der Reparaturschicht mit eingesetzt. Ein Kolonnenführer mit zehn oder zwölf Mann hatte den Auftrag, einen Durchbruch in einen Keller wegzuräumen. Das mangelnde Tageslicht wurde durch Birnen von tausend Watt ersetzt. So wenigstens dachte ich, als ich mich auf einem Kontrollgang gegen halb sieben Uhr früh der Arbeitsstelle näherte. Keiner sah mich, denn die starken Birnen waren losgedreht. Keiner hörte mich, denn alle saßen in tiefem Schlummer. Da sprach ich den Kolonnenführer mit den Worten an: „Und Frieden auf Erden!“ Alle sprangen auf, man drehte die Birnen wieder fest, fiel, vom grellen Licht geblendet, über die eigenen Beine und wollte sich auf die Arbeit stürzen. Zu einem Franzosen, der sehr gut deutsch sprach, sagte ich, es wäre mir lieber, sie arbeiteten, wenn ich nicht da wäre. Lange Zeit hindurch konnte die Gruppe das Lachen nicht verkneifen, wenn ich auf meinen Kontrollgängen vorüberkam.“

Lebensgefahr am Werkeingang

Auch die Frühschicht des ersten Feiertages nähert sich ihrem Ende. Alle Augenblicke wird nach der Zeit gefragt, bis es endlich Feierabend ist. Man geht zur Kae, wäscht sich und zieht sich um. Lottchen holt den Opa mit ihrem Puppenwagen schon beim Pfortner ab. Karl-Heinz kommt mit dem Schnellläufer und fährt den Vater bald um. Monika landet noch glücklich mit ihrem neuen Fahrrad in den Armen von Papa. Opas und Väter begleiten die Kleinen nach Hause. Mutter steht schon im Korridor zum Empfang bereit. Vater setzt sich an den Mittagstisch, löffelt die Hühnersuppe und schmunzelt über den großen Brocken Fleisch. Nur Fritzchen hat keinen Appetit. Vater braucht sich darum keine Sorgen zu machen: wenn er seinen Weihnachtsteller (den er noch nicht mal angesehen hat) an einem Morgen leergegessen hätte — in ihn ginge auch nichts mehr rein.



Unser großes Weihnachtsrätsel



Vorbemerkung: In waagrecht 18 und 56 erscheint die Ergänzung zum Vers von Karl Gerok: „O Heiliger Abend, mit Sternen besät ...“

Waagrecht: 1. Hauptstadt eines europäischen Staates, 4. Planet, 8. Wilddrind, 11. feinfädiges Gewebe, 12. Speiseraum in Fabriken, 13. Teil des Baumes, 14. Stadt in Finnland, 16. französisch: Insel, 18. siehe Vorbemerkung, 26. Gebirgsstock in Innerasien, 29. Teil des Pferdezaums, 31. Bücher- oder Waren-
gestell, 34. Handelsbrauch, 35. griechische Göttin der Verblendung, 36. europäischer Staat in der Landessprache, 37. Bruchstück, 38. Hilferuf in Seenot, 39. das All-Eine bei Laotse, 40. kleines Raubtier, 41. Stadt an der Elbe, 42. großer Hirsch, 43. Teil des Bau-

mes, 44. selbstgefällig, 47. Stammvater der Israeliten, 51. Notlage, 56. siehe Vorbemerkung, 66. Arbeitseinheit, 67. der englische Artikel, 68. Nasenlaut, 69. erhöhter Teil des Fußbodens, 70. Grünfläche, 71. Außenschicht, 72. Hauptstadt des USA-Staates New Jersey, 73. Sportboot.

Senkrecht: 1. Reisspeise, 2. Kletterglied von Pflanzen, 3. Berg der Gesetzgebung im A. T., 4. Stammvater der Israeliten, 5. finnische Münze, 6. stehendes Gewässer, 7. europäischer Strom, 8. Stadt in der Schweiz, 9. feinste Teilchen in der Luft, 10. Nennwort, 15. arabisch: Sohn, 17. Abkürzung: Landwirt, 19. Frauenname, 20. französisch: Gesetz, 21. biblischer Frauenname, 22. spanischer Nationalheld, 23. Zeitmesser, 24. la-

teinischer Gruß, 25. griechischer Buchstabe, 26. Holzpantoffel, 27. Bänkelsängerlied, 28. Verlängerung am Kopf mancher Säugetiere, 29. Insel im Mittelmeer, 30. Vorstadt Londons, 31. Destillationsgefäß, 32. Krebs, 33. Raubkatze, 45. Abkürzung für den USA-Staat Indiana, 46. Hoherpriester im A. T., 48. Erdhöhle von Tieren, 49. häufiger Flußname, 50. Vorfahr, 52. englisch: Gesetz, 53. in geringer Entfernung, 54. Sinnesorgan, 55. weibliches Säugetier, 56. germanischer Gott, 57. Stadt im Ruhrgebiet, 58. Blume, 59. Vertreter, 60. französische Stadt an der Mittelmeerküste, 61. schlechte Gewohnheit, 62. mineralischer Naturkörper, 63. Name der Amsel, 64. Metall, 65. Singstimme.

Da wieder das Wunder geschieht

Still!

*Horsche hinein in die Nacht,
Da wieder das Wunder geschieht,
Immer wieder geschieht,
Daß wie verwandelt
Mensch und Tier und Baum
Atemlos lauschen. —*

*Irgendwo bricht aus der Nacht
Plötzlich der Stern.
Gleißender Schein
Läßt uns die Wandlung begreifen,
Wenn sie das Herz nur befällt,
Wundersam nur befällt.*

*Aus uns dann treten wir still
Wieder heraus und lauschen
Leise den Stimmen der Nacht,
Jener hochheiligen Nacht,
Die alles verwandelt, was lebt. —
Mensch und Tier und Baum
Stehen erleuchtet.*

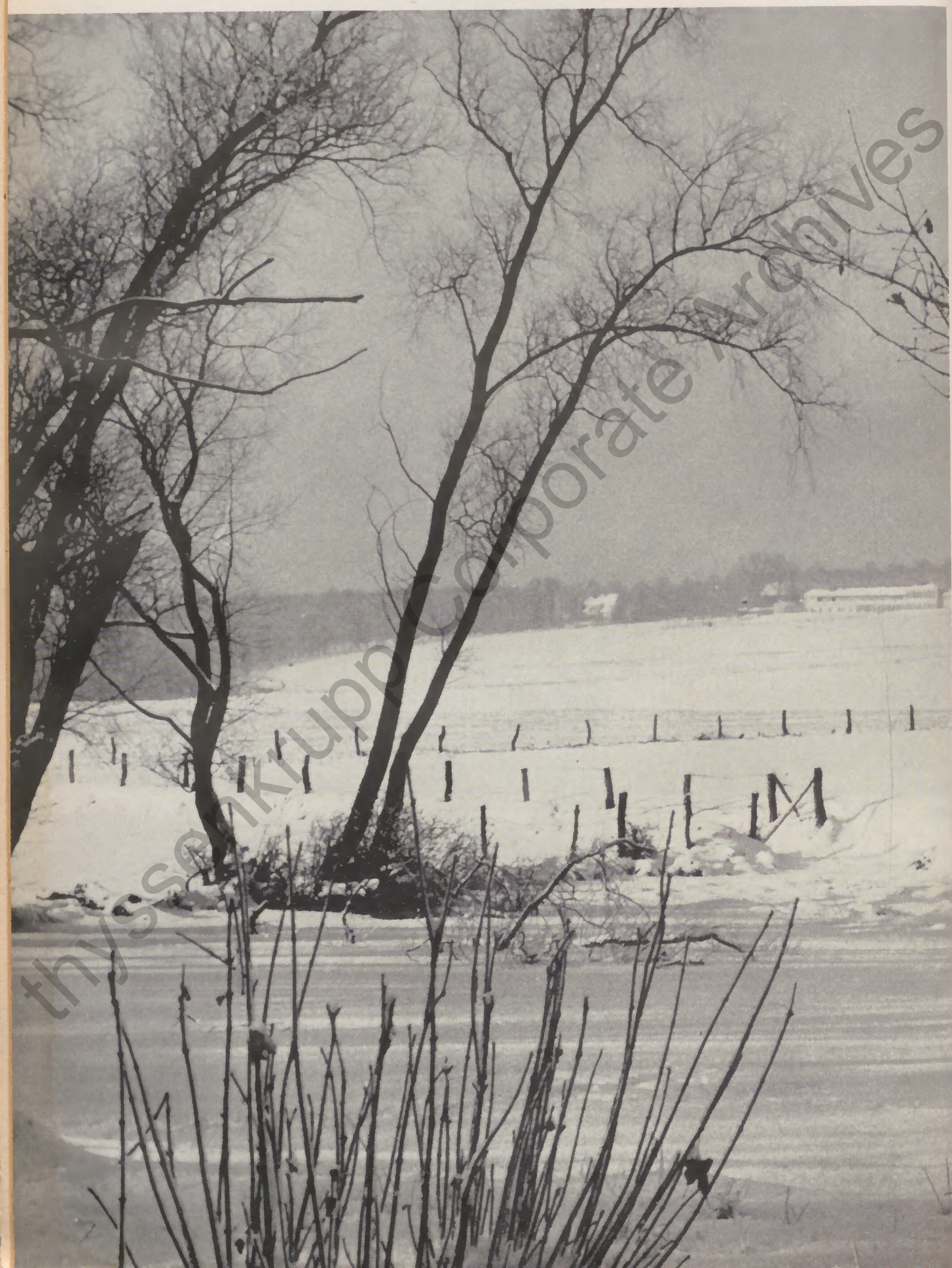
Weibenacht!

*Immer und immer wieder
Hoffnung und Freude der Welt.*

Hans Babrs



Am Neujahrsmorgen





Wohnungs- Tausch



Biete: 3½ Zimmer, 57 qm, mit Bad, Privatwohnung, Parterre, Neubau, Miete 70,— DM

Suche: 3½—4 Zimmer, mit Bad, II. Etage, Miete bis 90,— DM (922)

Biete: 3½ Zimmer, 60 qm, mit Bad, Neubau, Parterre, 82,— DM (für Ang. von Kaiserstuhl oder mit Bergmannsversorgungsschein)

Suche: 2½—3 Zimmer, Privatwohnung, Miete bis 50,— DM (923)

Biete: 3½ Zimmer, 66 qm, mit Bad und Balkon, Neubau, II. Etage, 73,— DM (nur für Kaiserstuhl-Angehörige)

Suche: gleichwertige Wohnung am Stadtrand, Miete bis 100,— DM (924)

Biete: 3 Zimmer, 48 qm, mit Brausebad, Werkswohnung, Altbau, Parterre, in Hombruch, Miete 47,— DM

Suche: 3—3½ Zimmer, mit Bad, Kirchnerne — Scharnhorst, Miete bis 90,— DM (925)

Biete: 2 Zimmer, 44 qm, mit Kochnische und Bad, Parterre, Privatwohnung, Miete 54,— DM

Suche: 3 Zimmer mit Bad, I. oder II. Etage, Miete bis 75,— DM (926)

Biete: 3½ Zimmer, 60 qm, mit Bad, I. Etage, Neubau, werksgeb. Wohnung, Miete mit Fernheizungskosten 115,— DM

Suche: 2—2½ Zimmer, Miete bis 60,— DM (927)

Biete: 3 Zimmer mit Kochnische, 50 qm, Bad und Vorratskammer, Parterre, Werkswohnung, Miete 48,— DM

Suche: 2½ Zimmer mit Bad und Vorratskammer, Miete bis 70,— DM (928)

Biete: 2 Zimmer, 24 qm, mit Bad, Neubau, I. Etage, Privatwohnung, Miete 43,— DM

Suche: 3—3½ Zimmer, Miete bis 80,— DM (929)

Biete: 2½ Zimmer, 50 qm, mit Bad, Balkon und Abstellraum, 2 Keller, II. Etage, Neubau, Privatwohnung, in Lütgendortmund, Miete 69,— DM

Suche: 3—3½ Zimmer, mit Bad, Miete bis 110,— DM (930)

Biete: 2 Zimmer, 28 qm, mit Balkon und Speisekammer, abgeschl., I. Etage, Privatwohnung, Miete 37,— DM

Suche: 3—3½ Zimmer, mit Bad, Miete bis 70,— DM (931)

Biete: 3½ Zimmer, 56 qm, mit Bad, Neubau, I. Etage, Werksnähe, Miete 82,— DM

Suche: gleichwertige Wohnung, möglichst Stadtrand, auch Mansarden, Miete bis 80,— DM (932)

Biete: 2 Zimmer, 41 qm, abgeschl., mit Toilette und Balkon, Altbau, I. Etg., Privatwohng, Miete 35,— DM

Suche: 2½—3 Zimmer, Miete bis 80,— DM (933)

Biete: 3 Zimmer mit Kochnische, 58 qm, Neubau, I. Etage, werksgeb. Wohnung, Miete 56,— DM

Suche: 3½ Zimmer, Etagenwohng., Miete bis 100,— DM (934)

Biete: 2½ Zimmer, 40 qm, mit Bad und Abstellraum, Neubau, Parterre, werksgeb. Wohng., Miete 40,— DM

Suche: 3—3½ Zimmer, mit Bad, Etagenwohnung, Miete bis 60,— DM (935)

Biete: 3 Zimmer, 40 qm, mit Bad und Abstellraum, neu aufgebaute werksgeb. Wohnung, IV. Etage, Miete 46,— DM

Suche: 2 Zimmer, abgeschl., möglichst Hombruch/Barop, jedoch nicht Bedingung, Miete bis 40,— DM (936)

Biete: 2 Zimmer, 58 qm, abgeschlossen, Mansarden, III. Etage, Altbau, Privatwohnung, in Hombruch, Miete 36,— DM

Suche: 3 Zimmer, Miete bis 60,— DM (937)

Biete: 2 Zimmer, 50 qm, Altbau, I. Etage, Privatwohnung, Miete 35,— DM

Suche: 3 Zimmer, Miete bis 60,— DM (938)

Biete: 2 Zimmer, 39 qm, mit Bad, II. Etage, Privatwohnung, Miete 38,— DM

Suche: 3—4 Zimmer, abgeschlossen, möglichst mit Bad, Miete bis 70,— DM (939)

Biete: 3 Zimmer, 45 qm, II. Etage, Privatwohnung, Miete 38,— DM

Suche: 3 Zimmer, Parterre, Miete bis 50,— DM (940)

Biete: 4 Zimmer, 55 qm, mit Bad, I. Etage, Neubau, Privatwohnung, Miete 53,— DM

Suche: 5 Zimmer in Hombruch und Umgebung, Miete bis 110,— DM (941)

Biete: 4 Zimmer, 80 qm, mit Balkon und Toilette, III. Etage, Altbau, Privatwohnung, Miete 60,— DM

Suche: 4½ Zimmer mit Balkon, Miete bis 100,— DM (942)

Biete: 3 Zimmer, 52 qm, mit Bad und Balkon, IV. Etage, Neubau, Privatwohnung, Miete 60,— DM

Suche: 3 Zimmer mit Bad, möglichst am Stadtrand, Miete bis 50,— DM (943)

Biete: 3 Zimmer, 34 qm, abgeschlossen, II. Etage, Altbau, Miete 38,— DM (nur für Kaiserstuhl-Angehörige)

Suche: 3½ Zimmer mit Bad, Miete bis 80,— DM (944)

Biete: 3 Zimmer, 50 qm, mit Bad, Neubau, Parterre, werksgebundene Wohnung, Miete 52,— DM

Suche: 3—4 Zimmer, Etagenwohnung, Miete bis 100,— DM (945)

Biete: 2½ Zimmer, 32 qm, abgeschlossen, Parterre, Altbau, Privatwohnung, Miete 41,— DM

Suche: 3 Zimmer, abgeschlossen, Miete bis 60,— DM (946)

Anfragen: Pressestelle, Eberhardstr. 23, Werkruf 4616 (Fr. Ottensmeyer)

Für dich, mein Lieb!

Was bitte ich für dich, mein Lieb,
An dieses Jahres Wende?

Behalt mich lieb, ich halt' dich lieb!

Was soll es mehr am Ende?

Es wächst das Jahr durch dich und mich
Und wächst bis an sein Ende.

Das neue Jahr grüßt dich und mich
Und reicht uns beide Hände.

Ich halte dich, und du hältst mich.

Was kann uns da geschehen?

Ich liebe dich, und du liebst mich! —

So laß das Jahr vergehen!

Hans Bahrs



Ein Spiel mit dem Leben

ES WAR AM HEILIG- ABEND

Besonders frohgestimmt machte sich der Schlosser K. auf den Weg zur Hütte.

„Zwei Uhr ist Schicht“, dachte er, „und dann hast du drei Tage Ruhe, und in diesen drei Tagen werde ich mich ganz meiner Familie widmen. Weihnachten ist doch eigentlich das schönste Fest: Tannenduft, Lichterbaum, Festbraten und nicht zuletzt das glückliche Lachen meiner drei Jungen.“

Auch zu Hause war die gleiche fröhliche Stimmung zu spüren, die Stimmung, die der Erwartung großer Ereignisse stets vorauszugehen pflegt. Die übliche Hausarbeit flog nur so von der Hand, und selbst die

sonst beileibe gar nicht so zartbesaiteten Rangen übten sich in Folgsamkeit und gehorchten dem leisesten Wink der Mutter.

Für K. hatte inzwischen der gewöhnliche Arbeitstag begonnen. Aber immer wieder kehrten seine Gedanken zurück zu seiner Familie und zu den bevorstehenden schönen Stunden.

Zu Hause hatte die Mutter die Buben zum Spielen auf die Straße geschickt, um selbst in Ruhe jene kleinen geheimnisvollen Vorbereitungen treffen zu können, die das Weihnachtsfest eigentlich erst ausmachen.

„Gott sei Dank“, dachte K. in diesem Moment, „Gott sei Dank, und nur noch ein paar Minuten, dann ist es soweit.“ Dann machte er sich auf den Weg zur Waschkau. Unzählige Male schon war er diesen Weg gegangen. Er kannte wirklich jeden Fußbreit, und er wußte auch, daß er mehrere Gleiskörper zu überqueren hatte. Trotzdem passierte es ihm! War er in seinen Gedanken schon wieder zu Hause? Dachte er wieder an die vor ihm liegenden Tage im Kreise seiner Lieben? Jedenfalls ging er, ohne rechts oder links zu schauen, seinen nicht ungefährlichen Weg, schob sich seitwärts zwischen zwei Waggonen durch und wurde vom Puffer des plötzlich anruckenden Wagens erwischt. Mit erheblichen Verletzungen wurde K. zum Unfallkrankenhaus gebracht. Auf dem Werk aber standen seine Kollegen, denen er von seiner Vorfreude erzählt hatte und die deshalb wußten, was er alles für die Weihnachtszeit geplant hatte. Keiner war gern dazu bereit, zur Wohnung des Verunglückten zu gehen, um die Familie zu benachrichtigen. Und doch mußte einer schließlich diesen schweren Gang tun.

Die Mutter hatte inzwischen ihre Vorbereitungen beendet. Das Wohnzimmer, in dem der Lichterbaum stand, war vorsorglich abgeschlossen worden. Verführerische Düfte zogen aus der Küche durch die Wohnung. Die Jungen standen voller Spannung und Ungeduld hinter der Korridortür. Vater mußte doch jeden Moment kommen. Da, endlich Schritte im Treppenhaus. Hurra, die Tür aufgerissen — aber da stand Vati ja gar nicht. Da stand sein Kollege, mit dem Vati ab und zu zum Fußballplatz ging. Voll böser Ahnung kam Frau K. zur Tür gelaufen. „Mein Gott“, schrie sie, „Mein Gott, was ist passiert?“

Nun, das Schlimmste war nicht eingetreten. Aber der Traum vom gemeinsamen Weihnachtsfest war dahin. Ein winziger Augenblick der Unachtsamkeit hatte ihn zerstört. Und der Unfallteufel nimmt keinen Moment Rücksicht darauf, ob gerade Weihnachten ist, ob zu Hause Frau und Kinder warten.

Denkt daran, Kollegen! Gerade jetzt zur Festzeit.

In letzter Sekunde zurückgerissen





Gibt es das? Dann wäre mit einem Schlage die Unfallverhütung ein Ernährungsproblem. Ebenso wie tüchtige Mütter und Hausfrauen dafür sorgen, daß die Nahrung, die auf den Tisch kommt, nicht einseitig ist — Vitamine sind lebenswichtig —, könnten wir einfach durch das neue Vitamin immun gegen Betriebsunfälle werden. Leider hat die Wissenschaft ein solches Vitamin noch nicht entdeckt.

Die Erfahrung zeigt, daß gesunde, ausgeruhte Menschen günstigere Voraussetzungen mitbringen, sich gegen Betriebsunfälle zu schützen. Aber auch sie sollten sich täglich vor Augen halten: Unsere größte Gefahr ist die Gleichgültigkeit! 75% aller Unfälle beruhen nicht auf technischen Mängeln, sondern einfach darauf, daß der Mensch versagt. Ein Moment der Unachtsamkeit — schon ist es passiert.

Jeder siebente bis achte Berufstätige in der Bundesrepublik wird einmal im Jahr von einem Betriebsunfall betroffen. Hinter diesen nüchternen statistischen Aussagen steht als bittere Wahrheit nicht nur Arbeitsausfall, sondern Leid, Tränen, verlorene Glieder — und manchmal auch der Tod.

Kennst du die Unfallverhütungsvorschriften, die an deinem Arbeitsplatz beachtet werden müssen — und arbeitest du danach? Wendest du dich in Zweifelsfällen an deinen Vorgesetzten oder an den Unfall-Vertrauensmann? Machst du andere Mitarbeiter, die gegen die Vorschriften verstoßen, darauf aufmerksam, daß sie sich und vielleicht auch andere durch ihr falsches Verhalten in Gefahr bringen? Erst wenn du diese Fragen mit „Ja“ beantworten kannst, dann arbeitest du „unfallbewußt“. „Nur wo der Mensch denkt, weicht die Gefahr!“

Vitamine gegen Gleich- gültigkeit

**UNFALL-
VERTRAUENS-
MÄNNER
BESICHTIGEN
WASSER-
BURGEN**



Warum Unfallvertrauensmänner Wasserburgen besichtigen? Nun, ganz einfach: Wer treu und brav ein neben der Berufsarbeit aufgebürdetes Amt verwaltet hat, hat es verdient, daß er dafür auch einmal belohnt werde. Oder etwa nicht?

Und so fuhren sie denn hinaus, die Unfallvertrauensmänner, ins schöne Münsterland, um zwei der markantesten Bauwerke unserer westfälischen Heimat zu besichtigen: Schloß Nordkirchen als den schönsten Barockbau und Burg Vischering als das Muster einer echten und wehrhaften Wasserburg.

Natürlich sind solche Besichtigungen mehr als anstrengend, und deswegen wurden in weiser Voraussicht auch die gezielten und Kräfte erneuernden Pausen zur rechten Zeit eingelegt: Frühstück in Ascheberg, Mittagessen in Münster und Abendessen wieder in Ascheberg. Und da das Essen wiederum durstig macht, wurde auch ein Gläschen Bier nicht verschmäht. Jedenfalls war das alles in allem eine runde Sache.

Der offizielle Teil wurde so kurz wie nur möglich abgehalten. Arbeitsdirektor Hölskcamp bedankte sich bei allen Teilnehmern für ihren unermüdlichen Einsatz und das Interesse an der Arbeitssicherheit. Der neue Leiter der Abt. Arbeitsschutz, Dr. Karl, bat in herzlichen Worten, daß auch in Zukunft jeder Unfallvertrauensmann sein Augenmerk auf die Beseitigung der Unfallgefahren auf unserer Hütte richten möge.

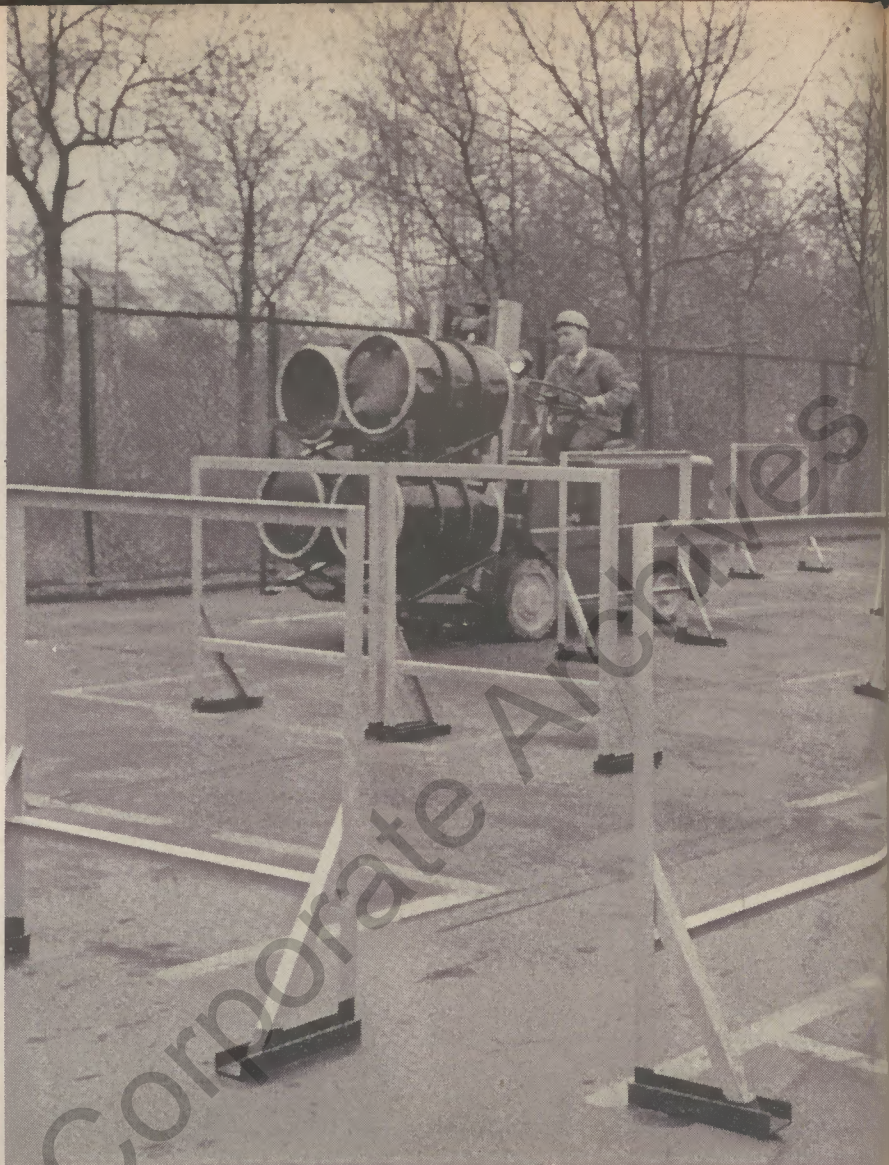
Das Allerschönste solcher Fahrten aber dürfte das persönliche Sichkennnenlernen sein und die damit verbundenen gemütvollen Stunden. Gerade dieses gegenseitige Sichkennen und -verstehen ist eine wichtige Voraussetzung, wenn man in der Arbeitssicherheit weiterkommen will. So war denn diese Fahrt nicht zuletzt auch eine Anregung für weiteres schwingvolles Einsteigen in die gemeinsame Arbeit.

Direktorium, Abteilung Arbeitsschutz und alle Teilnehmer dieser Fahrten waren sich darin einig: Ohne unsere Unfallvertrauensmänner geht es nicht!



WERKS- FÜHRERSCHEIN FÜR GABELSTAPLER- FAHRER

*Scharfe Ecken, spitze Kurven
muß der Gabelstaplerfahrer
im „Irrgarten“ nehmen*



Modernste Ausbildungsstätte in unserer Lehrwerkstatt

Eine Schule, die immer nur sechs Schüler hat, wurde vor einigen Wochen in unserer Lehrwerkstatt eröffnet. Wer sie besucht, ist bei vollem Lohn für zwei Wochen von seinem Betrieb abgestellt, um zu dem, was er als Gabelstaplerfahrer schon kann, noch die letzten praktischen Feinheiten und allerlei Theoretisches über Transportwesen, Verkehrsregeln, Hüttenverkehr, Elektrotechnik, Instrumentenkunde, Motoren, Motorpflege u. a. m. zu lernen.

Die ersten sechs Schulungsteilnehmer kamen aus dem Kaltwalzwerk: Karl Dunker, Rudolf Bick, Heinrich Potthoff — aus der Bauabteilung: Horst Jozwiak — aus der ff. Steinfabrik: Franz Treichel — und aus der Sinteranlage: Günter Walter. Sie alle fahren durchschnittlich schon anderthalb Jahre unfallfrei auf Gabelstaplern. Darum waren sie nicht erstaunt, als sie auf ihrem Übungsplatz einen aus gelb gestrichenen Hindernissen planmäßig und kunstvoll angelegten

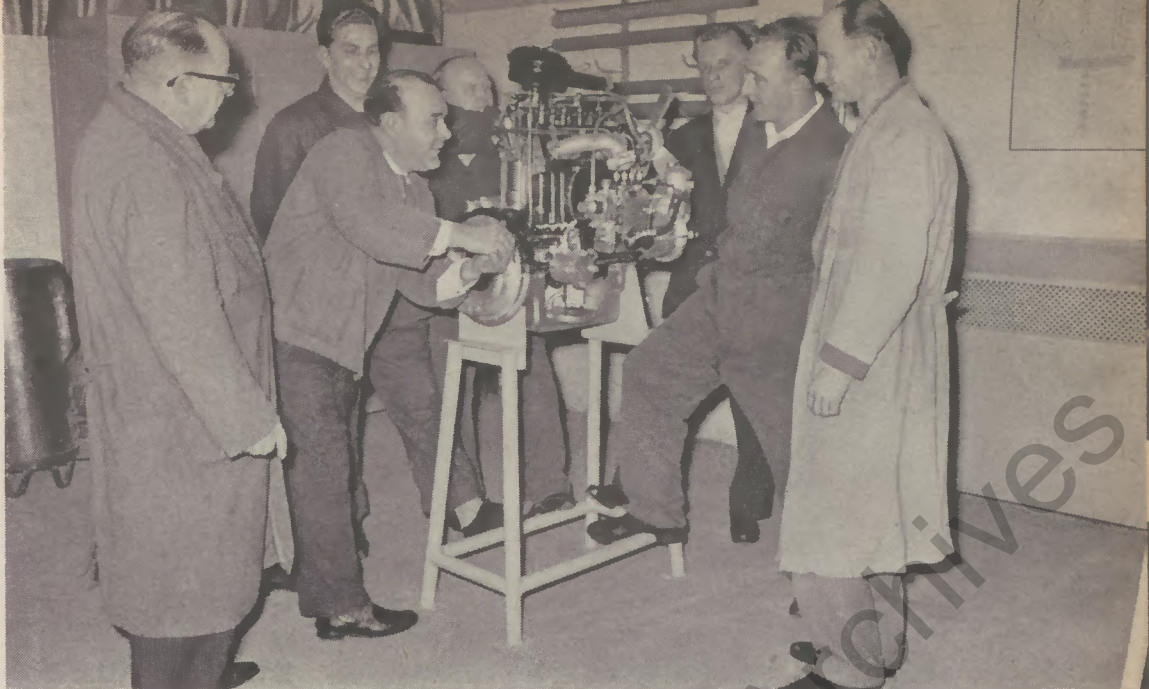
„Irrgarten“ vorfanden, durch den es zügig, wendig und reaktionssicher, möglichst auch ohne anzustoßen, zu kurven gilt, mal auf diesem Wege und mal auf jenem, jetzt vorwärts, dann rückwärts und um so viele Ecken herum, wie ein Laie im Werksgelände kaum vermutet.

Diese „alten Fuhrleute“ bestätigen, daß es in den Ecken und Winkeln der Betriebe, wo Lasten zu heben oder abzusetzen sind, eher noch schwieriger — weil unübersichtlicher — ist. Kein Wunder also, wenn dem stabil und etwas klobig wirkenden Fahrzeug schon konstruktionsmäßig eine Geschwindigkeitsgrenze von zwanzig Kilometern gesetzt ist. Schnell braucht ein Gabelstapler nicht zu sein, aber Kraft soll er haben und Manövrierfähigkeit. Die Kraft drückt sich in vierunddreißig oder sechsunddreißig PS aus und in der Leichtigkeit, mit der er Lasten hebt. Hier sind es vier mit Wasser gefüllte Blechtonnen, die

auf einem Gestell im Gleichgewicht angeordnet lagern und zu Beginn jeder praktischen Übung von dem an sie heranfahren-den Stapler auf die Gabel genommen werden. Um die „gedachten Hindernisse“ herum gelangen sie durch den Irrgarten an ihren „gedachten“ Bestimmungsort, an dem sie durch Verstellen der Gabel so hoch oder tief gelagert werden können, wie die jeweiligen Verhältnisse es erfordern.

Das Fahrzeug hat zwei Vorwärts- und zwei Rückwärtsgänge und kann gewisse Steigungen nehmen, die durch eine ins Übungsprogramm einbezogene Rampe symbolisiert sind.

Jeden Morgen um halb sieben treffen sich die „Schüler“ mit ihrem Schulungsleiter, Ausbilder Kurt Ulrich, in dem geräumigen und mit modernstem Anschauungsmaterial ausgestatteten Lehrraum, der mit den vielen Modellen und schwenkbaren Tafeln auf



Die Bestandteile des Motors muß man im Schlafe aufzählen können

den ersten Blick wie eine Fahrschule wirkt. Daß man Motor und Getriebe, Batterie und Bremse am besten versteht, wenn man sie auseinandernehmen oder selber in Gang setzen darf, leuchtet ein; aber Tafel um Tafel mit Verkehrsvorschriften?

Wenn sich unsere Gabelstaplerfahrer die Verbots-, Gebots- und Warnzeichen, die Hinweiszeichen und den ersten Paragraphen der Straßenverkehrsordnung einpauken wie für die Führerscheiprüfung, wenn sie die Vorfahrtregeln so aus dem Effeff kennen wie die Formeln für Brems- und Anhalteweg, von Prüfung und praktischer Pflege der Bremsen z. B. ganz zu schweigen, so müssen sie das um der Unfallverhütung willen tun, die für Gabelstapler gar nicht groß genug geschrieben werden kann.

Die kleinen, wendigen Fahrzeuge, die jetzt die vielbefahrenen Hüttenstraßen entlangrollen, wieder und wieder die Gleise der Werkseisenbahn kreuzen, eben in den letzten Winkel einer Halle, eines Betriebes tauchen und gleich etwa die Springorumstraße kreuzen müssen, geraten fortgesetzt von einem Gefahrenbereich in den anderen. Wenn dem Fahrer gründlichste Kenntnis der Verkehrsvorschriften mangeln würde, wenn er im Hüttenverkehr nicht speziell geschult wäre und die technischen Gegebenheiten seines Gerätes einschließlich Hubgerüst, Hubschlitten usw. nicht beherrschte, würde er immer von neuem sich und andere in Gefahr bringen. Um die von ihm zugebrachten Lasten schließlich fachgerecht abladen, gegebenenfalls in Regalen stapeln zu können, muß er natürlich mit Ketten, Seilen, Zubehör, mit Tra-

versen, Zangen, Haken, mit hydraulischen Gesetzen ebenso vertraut sein wie mit Tragfähigkeit, Standsicherheit und Lastdiagramm.

Innerhalb der beiden Schulungswochen an zweimal fünf Tagen — Montag bis Freitag — muß also eine ganze Menge Wissen erarbeitet und systematisch vertieft werden. Jeder Kursus schließt mit einer mündlich und schriftlich abzulegenden theoretischen Prüfung und einer praktischen Fahrprüfung ab, an deren Ende die Aushändigung des Werksführerscheins für Gabelstaplerfahrer steht. Im Bewußtsein, daß im Laufe der Zeit alle Gabelstaplerfahrer diese gründliche Ausbildung durchmachen, können wir alle, die wir uns im Werksge- lände rollend oder gehend bewegen, schon wieder „ein Stückken“ ruhiger schlafen.



Verkehrszeichen werden gebüffelt — wie in der Fahrschule



Freudige Gesichter, denn sie bestanden ja mit „Gut“. Unser Bild zeigt sie mit (in der ersten Reihe zweiter von links) Personalchef Dr. Kirchhoff, (zweiter von rechts) Betriebsratsmitglied Bernhard Bröckelmann, (in der zweiten Reihe von links) Meister Wirtz, Betriebschef und Ausbildungsleiter Heinrich Freund, Handlungsbevollmächtigte Johanna Feldhausen, (rechts) Betriebsratsmitglied Helmut Latta.

Sie wurden freigesprochen



In einer Feierstunde im Festsaal der Industrie- und Handelskammer zu Dortmund wurden unsere Lehrlinge, die im Herbst dieses Jahres ihre Lehrabschlußprüfung bestanden haben, freigesprochen.

Anschließend nahmen sie mit Gästen aus der Verwaltung und den Betrieben an einer Besichtigung der Bäder Salzuflen und Oeynhausen teil.

Das Mittag- und Abendessen wurde im Waldhotel „Forsthaus“ in Bad Salzuflen eingenommen. Nachmittags gab es dort reichlich Kuchen mit Kaffee.

In der Zwischenzeit wurde Bad Oeynhausen mit seinem fast 30 Meter hoch-schießenden Jordansprudel und den herrlichen Kuranlagen besichtigt.

Gegen Abend wurden den Prüflingen, die ihre Prüfung mit „Gut“ bestanden, ein Buch und eine Geldprämie überreicht. Sie erhielten außerdem drei Tage Sonderurlaub.

Mit „Gut“ bestanden: die Laborantin Helga Weischer, die Starkstromelektriker Jochen Habig, Horst Niedermark und Hans-Joachim Weirich, die Maschinenschlosser Helmut Schneider und Johannes Willaschek, die Betriebsschlosser Gerhard Sessler und Horst aus der Wieschen.

Wir wünschen allen einen guten Start und die besten Erfolge im weiteren Berufsleben.





SPORT

ALS AUSGLEICH UND ERHÖLUNG

Gar nicht so schwer ist es, sich auf dem glatten Parkett der Eisbahnen an der Westfalenhalle zu wiegen. Schlittschuhe können sich alle Interessenten im Keller der Anlage für ein paar Groschen ausleihen, die ersten kunstvollen Schritte auf dem Eis schauen Sie sich von den Fortgeschrittenen ab

WER IM WINTER RASTET — ROSTET DOPPELT

Lieber Sportfreund!

Frostschutz in den Kühler, Kohlen in den Keller und ein warmes Plätzchen im Schaukelstuhl, ganz nahe beim Ofen — was kann uns da im Winter noch passieren? Ach, lieber Freund, der Rost im Körper wird sich ob solcher Rast freuen, er wird sich in wülistigen Speck verwandeln, der, rechts der Hüfte, links der Hüfte, im Frühjahr über die Hose quillt, der mit Dir lustwandelt und Deinen Freunden und Feinden zeigt, wie „gut“ Du über den Winter gekommen bist.

Nun erschrick nicht, lieber Freund, und greif nicht gleich zur Spitzhacke, um die eisige Decke des zugefrorenen Schwimmbades für ein Anti-Speck-Bad zu öffnen. Bleibe ruhig, lieber Freund, denn der Möglichkeiten gibt es viele, mit denen wir den beiderseitigen Querfallen zu Leibe gehen können. Opfere ein wenig Deiner winterlichen Schaukelstuhlbehaglichkeit, und Du wirst sehen, Du brauchst Dir im Frühjahr 1961 keine neuen Anzüge zu kaufen.

„Kondition“ nennt man den Körperzustand eines Wettkämpfers im Sport. Deine Kondition, lieber Freund, ist zur Zeit schlecht, so schlecht wie gelegentlich die der Borussen vom Borsigplatz. Sobald die Gelb-Schwarzen durch ein Ergebnis unerfreulicher Art, sagen wir 1:3, daran erinnert werden, daß ihr Körperzustand nicht der beste ist, beginnen sie mit einem Konditionstraining. Das solltest auch Du tun. Deiner Frau gegenüber mußt Du dieses Wort, ganz nebenbei, versteht sich, erwähnen, und ihre Achtung vor Dir wird sich beträchtlich erhöhen.

Die einfachste Form des Konditionstrainings ist der Fußmarsch zur Straßenbahnhalttestelle (Dein Auto läßt Du im Stall), den Du von zehn auf acht Minuten verkürzt. Solltest Du dabei außer Atem kommen, so schiebe alle Schuld auf den Wecker, auf den Du Dich aber auch gar nicht mehr verlassen kannst. Nach acht Tagen darfst Du keine Anzeichen von Schwäche mehr verspüren und verkürzt die Zeit für den Anmarschweg um aber-

Der ganz gewöhnliche Fußmarsch ist die einfachste Möglichkeit, sich auch den Winter über in Form zu halten und Speckansatz zu verhindern. Tief durchatmen, die Füße schön in die Höhe heben, den Blick in die Ferne — das gibt neuen Auftrieb. Sie sollten es einmal versuchen!





In den Spuren des Nationalspielers Jürgen Schütz (unser Bild) vom Ballspielverein Borussia 09 Dortmund werden sicher auch Sie bald wandeln, wenn Sie die in nebenstehendem Beitrag gegebenen Empfehlungen in dem eben angebrochenen Winter befolgen. Die ersten Sporen müssen Sie sich allerdings in einer Betriebsfußballmannschaft verdienen, die auch in vielen Abteilungen der Westfalenhütte besteht

mals zwei Minuten. Dieses Pensum muß Du den ganzen Winter über durchhalten.

Jetzt, lieber Freund, bist Du zwar noch lange kein Spitzensportler, aber bald wirst Du merken, daß Du nicht mehr so schnell müde wirst. Diese Tatsache darfst Du allerdings nicht beim Stemmen der freundlichen Hellen in Deiner Stammkneipe nutzen, denn dann wäre alle Mühe vergebens gewesen. Dein Stehvermögen kannst Du beim Konditionstraining für Fortgeschrittene besser brauchen.

Im zweiten Stadium Deiner sportlichen Bemühungen kommt das Fahrrad wieder zu Ehren, das Du damals, als Du Dir das Auto gekauft hast, zwischen Großmutter's Ölgemälde und frischem Bohnenkraut an einem Balken auf dem Boden aufgehängt hast. Hol es wieder herunter, lieber Freund, und fahre freudig durch die Gegend damit. Du brauchst Dich nicht zu schämen, vom Auto wieder auf das

Fahrrad herabgestiegen zu sein, denn man fährt wieder Rad! Es ist wieder in Mode gekommen, weil nicht nur Du, sondern auch Direktoren „Konditionsschwächen zu überwinden haben“.

Ich wette mit Dir, lieber Freund, daß Du gar nicht mehr weißt, wie schön es ist, auf zwei Rädern zu schweben und trotzdem festen Boden, die Pedale nämlich, unter den Füßen zu verspüren. Und neben der Kondition, das wirst Du erleben, verbessert sich auch Dein allgemeines Wohlbefinden. Du kannst zuschauen, wie sich die Autofahrer bei der Suche nach einem Parkplatz gegenseitig Beulen in ihre funkelnden Wagen fahren, und zuhören, wie sich die vornehmen Herren bei merkwürdigen Namen nennen. Du hast gut lachen, wenn Fräulein Lippenrot auf der Kreuzung den Motor ihres Autos abwürgt oder vor dem schmalen Feldweg kehrtmacht. Denn für Dich gibt es keine Parkplatznot, keinen Motor, der stehenbleibt, und keinen

Weg, der für Dich und Dein Fahrrad zu schmal ist.

Mit Deiner Meldung für ein Querfeldeinrennen der Radsportler solltest Du aber besser noch ein bißchen warten. Wie wäre es, lieber Freund, wenn Du zunächst Frau und Kinder zu einer winterlichen Spazierfahrt durch den Kurler Busch oder den Fredenbaum aufforderst? Bei dieser Gelegenheit kannst Du mit einem zufälligen Spurt auch gleich beweisen, welch tüchtiger Sportsmann Du geworden bist.

Stell das Fahrrad nach diesem Sieg bitte noch nicht wieder in die Ecke, denn es wird Dir weiter gute Dienste leisten. Bei der weiteren Verbesserung Deiner Kondition solltest Du die liebe, alte Tretmühle dazu nutzen, zwei- oder dreimal in der Woche neue Stätten für Deine sportlichen Triumphe aufzusuchen. Samstags, wenn Du nicht zur Hütte brauchst, radelst Du in aller Frühe zum wunderschönen Südbad.



Selbst wenn Sie sich zu einem so kühnen Startsprung, wie ihn auf unserem Bild Dortmunder Schüler demonstrieren, noch nicht entschließen konnten, sollten Sie trotzdem zu den ständigen Besuchern des neuen Südbades gehören. Schwimmen erhält jung, und außerdem: Wasser zehrt!

Machen wir's den Kindern gleich, die im Winter mit Sonderzügen der Deutschen Bundesbahn in das nahe Sauerland fahren und sich dort einen Tag lang vom Großstadtleben erholen. Auch Sie haben diese Möglichkeit, denn bei günstiger Schneelage führt die Bundesbahn an jedem Wochenende Sonderfahrten durch

Sicher kennst Du es bereits; aber hast Du auch schon einmal versucht, 30 Minuten, so lange darfst Du für 50 Pfennige baden, nur zu schwimmen, ohne daß Du Dich am Beckenrand erholst? Beim ersten Versuch wirst Du sicher Respekt vor Dir selbst bekommen, wenn Du Dich nämlich daran erinnerst, daß Du in Deiner Jugend sogar 45 Minuten bei der Fahrtenschwimmerprüfung im Wasser gewesen bist.

Bitte, lieber Freund, behalte den Samstag als Schwimmtag bei. Für den Mittwoch jeder Woche empfehle ich Dir eine Radpartie zur Eisbahn an der Westfalenhalle. Keine Angst, Du brauchst Dir nicht extra Schlittschuhe zu kaufen. Du kannst sie Dir im Keller unter der Bahn für ein paar Groschen leihen. Und dann sollst Du mal sehen, wie schnell Du es den Olympiasiegern im Eislaufen nachmachst. Fang mit einem ganz einfachen Sprung nach vorn an. Beim nächstenmal versuchst Du, die Beine dabei zu öffnen, und die Experten werden Dir eine Ausbildung zum Kunstläufer anbieten.

An Deiner Stelle würde ich darauf verzichten und mich lieber danach erkundigen, wann meine Fußballmannschaft ihr nächstes Spiel hat. Spurte mit Deinem Fahrrad doch mal hin und sieh Dir die Sache vom Spielfeldrand aus an. Du wirst feststellen, daß Du soviel wie der Paul als rechter

Verteidiger bestimmt auch noch kannst. Am nächsten Montag, Deinem dritten Sportnachmittag in jeder Woche, ziehst Du Dir also die Fußballschuhe an, die Dir ein Freund gern leihen wird, und jagst als Kicker, jung und schön, dem braunen Leder nach. Ich bin fest davon überzeugt, lieber Freund, daß Du Deinen Weg auch in einer Alte-Herren-Fußballmannschaft machen wirst. (Wenn Du zufällig in der Zurichterei arbeiten solltest, wirst Du allerdings nicht gleich in die 1. Mannschaft kommen, denn sie gehört zu den besten Dortmunder Firmenfußballteams.) Aber verlier den Mut nicht. Denn inzwischen bist Du, falls Du meine kleinen Empfehlungen beherzigt haben solltest, zum reinsten Adonis geworden. Bestimmt werden Deine Sportkollegen bald auf Deine fußballerischen Qualitäten aufmerksam werden, und Deine Laufbahn als Kicker kann beginnen.

Wenn Du willst, gebe ich Dir auch dafür gute Ratschläge. Zunächst empfehle ich Dir jedoch, 25 Prozent meiner Tips zu befolgen, denn auch das reicht schon, um Dich bei guter Kondition zu halten. Solltest Du aber auf den Geschmack kommen, Gefallen an unserem schönen Sport bekommen und Olympiasieger werden, dann erinnere Dich bitte gelegentlich auch Deines Sportfreundes

Bodo



SPORT ALS HOBBY



Unser Adolf Seidel

machte das goldene Sportabzeichen

Wenn man auf die Vierzig zugeht, hört man langsam auf, ein Sportfanatiker zu sein. Gleichzeitig aber sitzt eine Art von Iseum, regelmäßig betriebenen Training seit der Erwerbung des silbernen Sportabzeichens im dreiunddreißigsten Lebensjahr sozusagen in den Knochen, und dann bilden die goldene Fünf und die goldene Zehn milde Anreize fürs Weitermachen. Goldene Zahlen? Man sollte seinem Arbeitskameraden, seinem Gegenüber in der Werkschänke oder dem Mitfahrer in der Straßenbahn doch etwas aufmerksamer aufs Knopfloch schauen. Da wird man Vereinsnadeln, silberne Verdienstnadeln, goldene Leistungsnadeln finden, aber wenige mit untergeschweißter goldener Fünf oder Zehn entdecken. Eine Fünf bekommt nur, wer die Leistungsprüfung

zum goldenen Sportabzeichen jedes Jahr wiederholt, nachdem er es erworben hat, und eine Zehn, wer das noch mal fünf Jahre fortsetzt.

Unser Adolf Seidel, der im Büro der Profilwalzwerke 1961 sein fünfundzwanzigjähriges Dienstjubiläum feiern kann, ist seit kurzem Inhaber des goldenen Sportabzeichens und hat die löbliche Absicht, sowohl der Fünf als auch der Zehn auf der Spur zu bleiben. Als er noch auf die Harkortschule ging, war er von seinem zehnten Jahre an hinter den Eichenkränzen her, die man damals noch in den von ihm bevorzugten Fächern Leichtathletik, Schwimmen, Fußball erringen konnte. Er war im „Freien Schwimmverein“ und lief für die Jugend-Mannschaftsmeisterschaft

der „Sportgemeinde Hoesch“ die stolze Zeit von 2:10,6 Min. über 800 m. Mehr als für den Deutschen Leichtathletik-Verband tat er, weil er Fußball „lieber“ hatte, für die Mannschaft des VfB Alemannia 97, der „damals mit Borussia gleichwertig war“, und später für den FC Körbecke/Möhne.

Das bronzene Sportabzeichen machte er, weil es ihm sozusagen vor der Nase lag, 1942 bei der Luftwaffe. Man weiß ja, was in den fünf Disziplinen mindestens verlangt wird: Schwimmen 300 m in 9 Min., Laufen 100 m in 13,4 Sek., Weitsprung 4,75 m oder Hochsprung 1,35 m, Kugelstoß mit vierzehneinhalbpfündiger Kugel 8,00 m oder Speerwurf 30 m, Langlauf 10000 m in 50 Min. oder 5000 m in 23 Min.

Nach seinem vierzigsten Geburtstag hat Adolf Seidel sein goldenes Sportabzeichen gemacht. Er wußte gar nicht, daß für die „alten Herren“, zu denen sich ein Sportler mit vierzig wohl oder übel zählen muß, Erleichterungen eingeführt worden waren, die zum Teil so verlockend klingen, daß dieser und jener sich zu neuen Taten angespornt fühlen mag: Man braucht nur noch eine Viertelstunde lang zu schwimmen, muß am Ende allerdings 300 Meter weit gekommen sein. Für 75 Meter kann man beim „Schnellauf“ 11 Sekunden brauchen, man springt 4,30 Meter weit oder 1,25 Meter hoch, man stößt 7,50 Meter weit und läuft 3 km in 15 Minuten.

Wie verhindert man als Familienvater, daß der sportliche Eifer nachläßt? Wie begegnet man dem weitverbreiteten Aberglauben, daß man infolge jahrzehntelanger Büroarbeit „schwer und träge“ werden muß? Man sucht und findet am Arbeitsplatz Gleichgesinnte, von denen immer einer Redensarten parat hat wie: „Man muß was gegen die Büroluft tun“ oder: „Dein Bauch setzt aber auch langsam Speck an, Mann“. Daraufhin fühlt man sich bemüßigt, gemeinsam nach Feierabend auf dem Mende-Spielplatz wieder einen Trainingsnachmittag „in allen Disziplinen“ einzulegen. Man macht wenigstens bei gutem Wetter immer mal einen Geländelauf und legt einen Teil des Weges zum Werk und vom Werk zu Fuß zurück, „ob's stürmt oder schneit“. Der Erfolg: „Kranksein kenne ich nicht.“ Auf sein Glas Bier braucht ein so maßvoller Sportler ebenso wenig zu verzichten wie auf seine Pfeife. Weil er das Laufen nicht so regelmäßig betreibt, wie einmal in der Woche das Schwimmen, gibt er gern zu, daß das ein schwacher Punkt ist: „Auf die Länge der Strecke kriegt man keine Luft, selbst wenn einer hinten schieben würde. Aber wenn man sich dann selber gut zuredet: du mußt durchhalten!, dann schafft man es auch.“

FREUND FRANZENS FREIZEITLICHER NERVENKITZEL

Ein fast neues Moped
für 275,— DM, wenn das
kein Gelegenheitskauf ist!



Daß der Mann noch schlafen kann! Jeder andere schaltet ab, wenn er genug Zeit und Kraft (und Geld) an sein Hobby gewendet zu haben meint: Der Skatspieler nimmt nur eine freundliche Erinnerung an die letzte Bockrunde und den fetten „Grand mit Vieren“ mit in seinen Schlaf, der Stratege des Schachbretts mag mit einem letzten gemurmelten „gardez!“ Morpheus in die Arme sinken, der Briefmarkensammler klappt für heute sein Album zu, der Pferdetoisto klatscht verdämmernd der Traumstute „Flora“ auf die runde Hinterhand: „Nächstes Mal, du Luder!“ — aber Franz? Franz hat sich der günstigen Gelegenheit verschrieben, die er „meistbietend“ wahrzunehmen trachtet, am liebsten auf öffentlichen Versteigerungen des städtischen Leihamtes. Weil sie immer mittwochs vormittags stattfinden, kann Franz sie nur besuchen, wenn er einen freien Tag oder Nachtschicht hat. Berufshalber muß er sich also manche günstige Gelegenheit entgehen lassen, aber das ist sicherlich gut so, denn jeden Mittwoch, hier und dann noch an anderen Tagen Versteigerungen wahrzunehmen, das würde das stabilste Nervensystem nicht aushalten.

Wem Fortuna dreihundertmal ihr Füllhorn bietet:

„Greif hinein, es könnte dein Glück werden“, der muß mittags gerädert sein, allein durch die Vorstellung, was er alles mit diesen dreihundert Angeboten hätte machen können, wenn er Geld genug besessen hätte, um alles erworben zu haben. Andererseits: Was soll ein Mensch mit einem ganzen Hökerlager von teils neuen und teils gewaschenen Wäschestücken, Anzügen, Kostümen, Mänteln, Schuhen, Schuhspannern, Pullovern, Schürzen, Petticoats, Ringen, Armbändern, Musikinstrumenten, Uhren, Bügeleisen, Mopeds und Strickmaschinen anfangen? Man könnte sagen:

„Der Mensch muß doch wissen, was er brauchen kann“,

und man könnte meinen, daß die Dinge ihm keine Kopfschmerzen zu machen

brauchten, für die er sich aus geldlichen und anderen Gründen nicht interessieren kann. Freund Franz aber kann und muß sich — meint er — für alles interessieren, was dort angeboten wird. Warum? Weil er ein Menschenfreund ist — meint er — und zuversichtlich genug, nach rechts und links Angebote und Versprechungen zu machen: „Kann ich dir doch mal mitbringen“, „will ich dir gerne besorgen“, „klar, schau ich mich mal um“, „wollen sehen, was sich tun läßt“.

Er braucht für sein Hobby keine zweite Lohnsteuerkarte,

weil er nichts dabei verdient. Genaugenommen legt er sogar zu, denn wenn man vier Stunden in der verräucherten Luft verbringt (eine muß man zulegen, um vor Beginn einen guten Platz möglichst in der ersten Reihe, am „Laufsteg“, zu bekommen), dann kriegt man Durst. Um den an der Theke zu löschen, gibt keiner Freund Franz ein „Trinkgeld“ mit. Von Mal zu Mal mehr wird er ein Opfer seiner Menschenfreundlichkeit. Mißverstehen und Undank muß er auch noch in Kauf nehmen. Dabei ist er doch nicht verantwortlich dafür, daß er außer dem gewünschten Paar Herrenschuhe in passender Größe einen riesenhaften Wandteppich einhandelt, mit

eingewebten Original-Alpen und Hochwald nebst Rotwild und Jägern, die dasselbe per Blattschuß erlegen, alles zusammen für acht Mark. „Hättest du mir nicht die Schuhe alleine für die Hälfte mitbringen können?“, ruft der halb beglückte Auftraggeber vorwurfsvoll, „was in aller Welt soll ich mit diesen Baumwollbergen anfangen?“ — „Mach doch ein Badelaken draus“, sagt Franz ungerührt,

„ich muß das Päckchen nehmen, wie es ist.“

„Wieso Päckchen?“ bohrt der Freund, der inzwischen festgestellt hat, daß die Schuhe (abgetreten sind sie auch) am vierten Zeh vorn drücken, „sind wir hier bei der Post?“ — „Nein, aber ich komme von der Versteigerung, auf der die verfallenen Pfänder meistbietend so verkauft werden, wie sie vor geraumer Zeit vom Versetzer abgegeben wurden. Was drin ist, kann man sich nicht aussuchen. Wenn da eine Frau, die dringend Bargeld brauchte, zwei neue Bettücher und einen gebrauchten, aber gewaschenen Bettbezug und einen Petticoat und einen Pullover zusammengepackt hat, dann wird das alles zusammen von einem ausgebildeten Taxator geschätzt und als Ganzes abgegeben. In dem Preis, der als Grundlage für einen

Mindestpreis angesetzt wird, ist der ausgezahlte Darlehnsbetrag enthalten und die seit dem Versatztermin aufgelaufenen Zinsen, vier Prozent Versteigerungsgebühr und Umsatzsteuer. Das Leihamt will keine Geschäfte machen, sondern nur seine Unkosten decken. Und darum kann man Gelegenheitskäufe machen.“

„Die echt goldenen Manschettenknöpfe sind ja 'ne Wucht,

die du neulich dem Gisbert mitgebracht hast, wenn ich auch nicht begreife, warum der nun gerade mit Onyx im Sporthemd so fürchterlich angeben muß. Haste denn den Stempel gesehen?“ — „Klar, hab ich. Hätt' mich aber auch so drauf verlassen können, daß die Sache in Ordnung ging, denn für Goldsachen und dergleichen ist ein anderer Taxator da, und es wird vor Beginn jeder Versteigerung verlesen, daß sie 'amtlich und öffentlich' stattfindet und daß 'Gold- und Silberwaren nicht unter Metallwert abgegeben werden dürfen'. Da fallen ja auch Uhren drunter und Ringe und Armbänder. Wenn du bedenkst, daß die Kollegen für so was immer mal Bedarf haben, für sich selber oder für die Frau, für die Freundin oder Braut, dann verstehste, daß ich immer wieder Aufträge kriege, 'meistbietend' Gelegenheitskäufe zu machen.“ — „Erklär doch mal, Franz, wie das genau geht, mit dem 'meistbietend'.“

„Nimm als Beispiel das Moped.

Was so 'n Ding neu kostet, das weißt du. Daß es kaum gefahren war, das sah ich, und die beiden, die sich drauf gespitzt hatten, sahen es auch. Der Mindestpreis, für den es angeboten würde, war zweihundertsechzig Mark. Der Versteigerer hatte es kaum ausgesprochen, da rief schon einer: 'zweihundertsiebzig Mark!', und dem wieder riß der, der es gekriegt hat, die letzte Silbe vom Munde weg mit: 'Zweihundertfünfundsiebzig Mark!' — „Der mit den zweihundertsiebzig Mark hätte doch noch einen Zehnmarkschein drauflegen können.“ — „Sagst du. Vielleicht hatte er nur zweihundertsiebzig Mark bei sich, und dafür kriegte er es eben nicht. Denn hier gilt: bieten, Zuschlag erhalten, zahlen. Bar, versteht sich.“ — „Kommt es denn auch vor, daß

keiner haben will, was angeboten wird?“

„Sicher. Kostüme und Mäntel z. B., die der Mode unterliegen, gehen, wenn sie nicht einen ganz neutralen Linienfluß haben, trotz niedriger Preise nicht ab. 'Ohne Aufschlag' oder 'ohne Aufgebot' wandern sie dann ins Lager zurück, um bei nächster Gelegenheit wieder angeboten zu werden. Was vom Wandel der Jahres-

zeiten abhängig ist, ein Pelzmantel etwa oder ein Paar auf Stiefel gearbeitete Schlittschuhe, geht natürlich im Frühling weniger als dann, wenn Schnee und Eis noch vor der Tür stehen. Da kann er sich noch soviel Mühe geben.“ — „Wer?“ —

„Das Mannequin auf dem Laufsteg,

sozusagen vom Leihamt beauftragt, 'die Ware an den Mann zu bringen'. — „Wieso, der kann doch nicht mit dreihundert Pfändern herumlaufen?“ — „Nein, es sind eine ganze Reihe von Hilfskräften da, die Waren aus dem Lager holen, Listen vergleichen, die Registraturkasse bedienen, mit Wechselgeld laufen und anbieten. Glaub man ja nicht, daß das Absetzen von Pfändern so ganz einfach wäre. Manche Leute verwechseln nämlich einen Gelegenheitskauf mit einem Geschenk, das sie am liebsten nach Hause tragen würden. Wenn sie das nicht kriegen und ihnen noch dieses und jenes an der Nase vorbeigeht, verlieren sie die Lust an der Sache, und dann könnte die Stimmung im Lokal schwer absinken, wenn nicht der da vorne seine Späßchen machte: 'Größe von dem Anzug? Das will ich Ihnen ganz genau sagen: Das weiß ich auch nicht. Aber er paßt bestimmt. — Das Kostüm hier, das ist 'ne Farbe für Junggesellen. Todsicherer Tip für Ihre Tochter. — Komisch, heute sind die Ehen alle glücklich: Keiner braucht mehr ein Bügeleisen, um damit zu schmeißen. — Will keiner den synthetischen Nerzmantel für dreiunddreißig Mark mitnehmen? Der wärmt bestimmt noch zwei Jahre. Na, sperren wir ihn wieder ein. — Wie wär's denn hier mit dem Waffeleisen? Kriegt man richtig Appetit bei, Prost Neujahr! — Oder mit den Schneestiefeln für fünf Mark? Nee, noch billiger geht's nicht. Die Spanner, die da drin sind, kosten ja allein drei Mark Mann. — Zwei Schürzen für sechsfünzig. Halt, nein, das eine ist ja ein Rock. Dunnerlittchen. Kann man sich sechs für nähen, na, wer nimmt's? Keiner? Na, denn mal: Gesangbücher. 'raus, und erst eins singen! Nachher zeig ich Ihnen auch den preiswertesten Pullover unserer Modenschau. Drei Mark zum ersten. Keiner mehr? Na, dann soll sich der melden, der ihn geschenkt will. Den Taler leg ich dabei... ' Und schon geht es weiter:

„Sieben Mark zum ersten, zweiten und dritten!“

Meistbietende Gelegenheitskäufe zu machen, ist sicherlich eine Sache, für die man geboren sein muß. Die Erfahrenen, die sich da regelmäßig auf Versteigerungen treffen, verfügen natürlich über den scharfen Blick und den guten Riecher und den richtigen Griff. Der gelegentlich hereingeschneite Zaungast verlore, selbst wenn er mitbieten wollte, viel zuviel Zeit mit Fragen, die seine Phantasie und sein Herz

ihm stellen beim Anblick der fast neuen Armbanduhr, des schmalen Ringes mit der edlen Perle, des Staubsaugers, der in seinem ehemaligen Heim durch einen simplen Besen ersetzt worden ist: Wo kommt das her? Welche Schicksale hängen daran, und wer weint darum, daß er das Geld nicht hatte, um es rechtzeitig einzulösen? Mit solchem seelischen Ballast beschweren sich die Zünftigen nicht. Sie wägen das Plus und das Minus gegeneinander ab und überlassen das gefühlvolle Spintisieren den Idealisten, die es sowieso zu nichts bringen und eigentlich auch gar nichts mehr zu suchen haben in dieser so ach geschäftstüchtigen Welt.



Wintermäntel sind zum Frühjahr schwierig abzusetzen



Stiefel und Schlittschuhe zusammen kosten nicht mal soviel wie Stiefel oder Schlittschuhe allein

Das Frühjahrskostüm für die Frau, für die Tochter oder Braut wird hier so günstig angeboten wie sonst nirgends



NIXES TOCHTER HIESS ALRAUNE

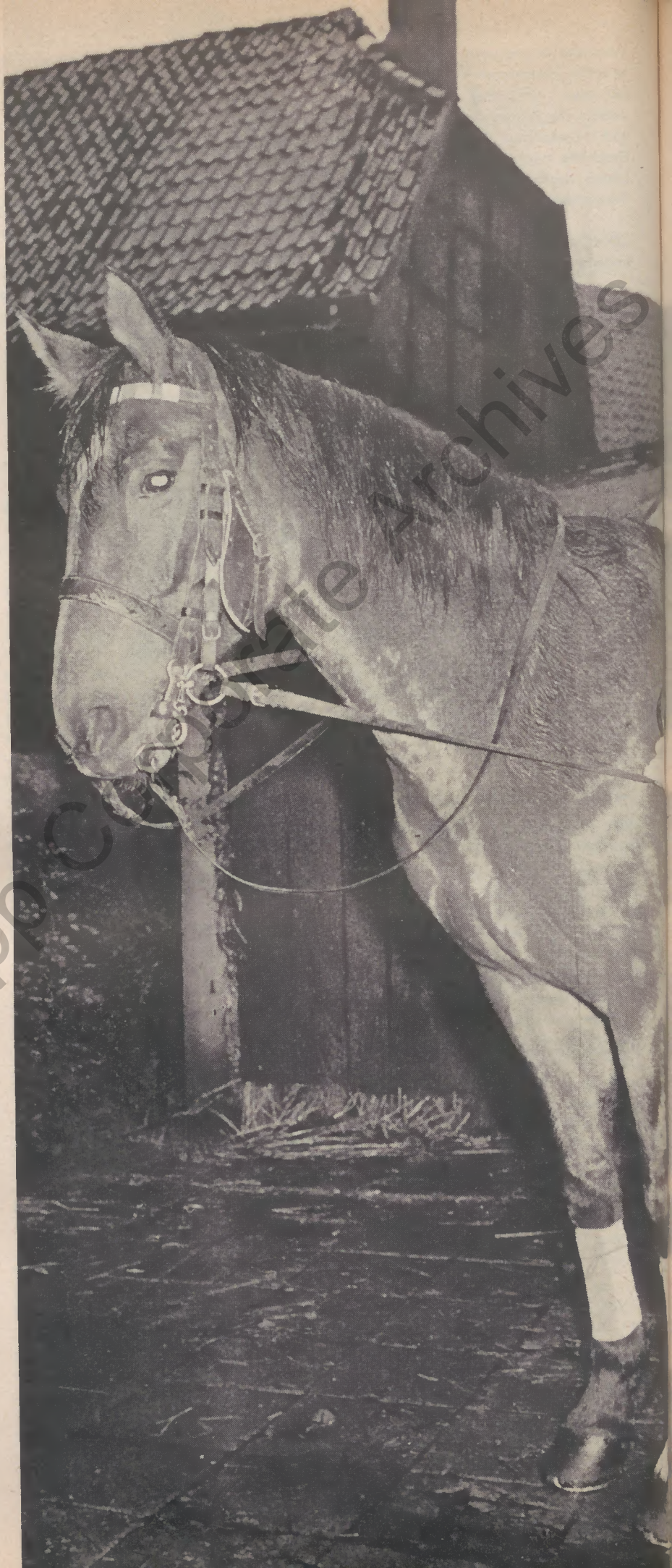
Der Werkschutzmann und seine Trakehnerstute

„Ein Reitpferd hält er?“ Wer das hört oder liest, stellt sich unwillkürlich den Besitzer vor als einen Mann ohne alle jene Sorgen, die jedem von uns die Erfüllung manches bescheidenen Wunsches versagen. Unser Werkschutzmann Heinz-August Jungesblut, glücklicher und mit Recht stolzer Besitzer einer sechseinhalbjährigen Stute, könnte einwenden, daß bei so oberflächlicher Abschätzung seiner Vermögensverhältnisse eine Verwechslung von Reitpferd und Rennstall vorliegen muß.

Als er seine „Nixe“ vor vier bis fünf Jahren erwarb, erlegte er für das zweijährige Trakehnerfohlen zwar einen gehörigen Preis, aber Erwerb und Haltung eines Pferdes sind zweierlei, und wir werden sehen, wie man billig reiten kann. Zuvor lohnt es sich, die Frage zu klären, warum Heinz-August Jungesblut, damals noch in der Adjustage des Walzwerks Barop tätig, unbedingt ein Pferd haben mußte. Nun, er war gelernter Landwirt und, ebenso wie seine Frau, Tierliebhaber, dazu so sehr Pferdenarr, daß beide in einer Kutsche zur Hochzeit fuhren.

Eines Tages schaute er absichtslos aus irgendeinem Fenster des Baroper Betriebes, gewahrte das Pferd seiner Träume und schlief hinfort nicht mehr, bis er, zuerst allein, dann in Gesellschaft seiner Frau, mit dem Besitzer verhandelt hatte. Als die Stute sein geworden war, nannte er sie „Nixe“

Im engen Hof stellt sich Nixe im strömenden Regen unserm Fotografen zur Nahaufnahme



und gab sie bei Bekannten in Witten-Bommern gewissermaßen in Pension — für zwanzig Mark einen Weidesommer lang. Im Herbst holte er sie heim nach Hörde, wo man im gleichen Hause wohnt: der Reiter zwei Treppen hoch und Nixe parterre, im Hof. Der Stall war mit eigenen Händen auf- bzw. ausgebaut worden. Von dem Augenblick an, in dem die Stute ihn bewohnte, hätte sie normalerweise „kosten“ müssen. Sie braucht fünf Pfund Hafer am Tag, macht eine Mark und zehn. Sie braucht ferner zehn Pfund Heu. Würde täglich eine Mark und fünfzig etwa machen, wenn ihr Besitzer das Gras nicht selber schnitte. Vom Höchsten gebürtig, wußte er, daß auf manchen „Apfelhöfen“ kein Vieh mehr gehalten wird, unter den Obstbäumen also das in früherer Zeit von Ziegen gefressene Gras üppig wuchs, ein Problem für Leute, die nicht mit der Sense umzugehen verstehen. Dieses Gras zu mähen und in Heu für Nixe zu verwandeln, kostet nur Zeit und Kraft. Auf ähnliche Weise kommt man zu Stroh für Nixes Streu. Wenn die Stroh-„Lieferanten“ mal Bedarf an Pferdemit haben sollten, fürs Rosenbeet und so — bitte. Wenn nicht, so finden sich unter Kollegen und Bekannten schreibergärtnernde Liebhaber genug.

Striegeln, streuen, dreimal füttern und tränken, das nimmt täglich ungefähr eine Stunde in Anspruch. Im Frühsommer sollte Nixe wieder auf die Weide. Aber sie machte einen dicken Strich durch alle getroffenen Reisevorbereitungen. Die Erinnerung an einen Stoß, der auf der Herreise ein geschwollenes Bein zur Folge gehabt hatte, überfiel sie wohl übermächtig. Sie ließ sich nicht verladen. „Auch gut“, sagte Heinz-August Jungesblut, „es sind schon ganz andere Leute zu Fuß gegangen als du und ich“, nahm sein Pferd an die Leine und führte es per pedes apostolorum nach Witten-Bommern, fünf Stunden lang. Noch durfte Nixe ja keinen Reiter tragen. Was ihr an Kraft noch fehlte, sollte sie sich in fröhlichem Laufspiel mit anderen jungen Pferden antummeln.

Nixe genoß die Weide. Sie wurde stärker, sie wurde auch runder. „Ich finde, sie sieht direkt pummelig aus“, meinte eines Tages der Besitzer der Weide, „wenn ich den jungen Hengst nicht hätte schneiden lassen, würde ich sagen, die beiden hätten miteinander poussiert.“ Der Landwirt in Heinz August Jungesblut wurde hellhörig: „Wann ist er denn geschnitten worden?“ Als Nixe auf die Weide kam, war er noch kein Wallach gewesen. Hatten noch andere Hengste dort geweidet? Weil für Nixes Fohlen der Vater nicht zu ermitteln war, nannten Jungesbluts es — nicht ohne Humor — „Alraune“.

Das Fohlen war bezaubernd. Es jammerte herzerzerrend im Stall, wenn seine Mutter



Der ganze Adel der Trakehnerin verrät sich in windschnellen Runden um den Hörder Kirmesplatz

draußen „bewegt“ wurde. Frau Jungesblut mußte zu ihm hineingehen, damit es seinen Kopf auf ihre Schulter legen und, halb getröstet, piano weiterweinen konnte. — Als es, ein Vierteljahr alt, mit seiner Mutter wieder auf der Weide war, geriet es so unglücklich mit seinem Hinterbein in einen Draht, daß die Strecksehne verletzt wurde. Töchterchen Anke, fünfjährige Reiterin ohne Sattel, die „Alraune“ nicht vergessen kann, gibt erhaltenen Trost weiter: „Wenn Nixe zwölf Jahre alt ist, läßt Papa Nixe decken. Von einem weißen Schimmelken. Dann kriegen wir ein weißes Fohlen.“

Das Schimmelken hat es Anke angetan, auf dem Papa, als früherer Ringer Mitglied des „Athletenklubs Hörde 04“ und des „Reitervereins Barop“, bei der Feier zum sechshundertjährigen Bestehen von Hörde als „von der Jagd heimkehrender Germanenfürst mit Gefolge“ saß. Ist Mama auch mitgeritten? Damals nicht. Mama bekommt manchmal ein Bauernpferd geliehen, gern, denn durch Reiten steigt es im Wert. Im Herbst können die beiden Pferdennarren in der ganzen Umgebung von

Hörde über die leeren Felder reiten. Sind die Felder bestellt, so geht's durch den Niederhofer Wald. In der Reitbahn der Polizei-Reiterstaffel von Wellinghofen darf Heinz-August Jungesblut mit Nixe springen und Dressurreiten üben.

Sie geht ausgesprochen elegant, die Trakehnerin. Auch ohne Pferdeverstand muß man die stolze Haltung bewundern, die feinen Fesseln, den edel geformten Kopf und das herrliche Auge. „Kummer hat sie Ihnen nicht gemacht, Herr Jungesblut?“ Ernstem Kummer nicht. Gelegentlich Sorgen, wenn bei verdorbenem Magen Kolik zu befürchten war und Nixe sich — wie andere Pferde auch in diesem Zustand — „Bettruhe“ verordnet hatte. Dann muß man sie aufscheuchen und an der Longe bewegen, bis der Stoffwechsel auf natürliche Weise wieder in Ordnung gebracht ist. Wo? Jungesbluts haben den Hörder Kirmesplatz fast gegenüber. Wenn Nixe dort gesattelt hingeführt wird, geht, wer gerade Zeit hat aus der Nachbarschaft, gern für ein Weilchen mit: zugucken, wie sie „Hohe Schule“ übt.



Kurt Thyck bei der Arbeit an seinem Hundert-Stundenbild. Der See ist das Schwierigste

Die Schwiegermutter war zufrieden

Breitband-Flämmer zeichnet Landschaft in hundert Stunden

„Ja, kannst du denn Bilder malen?“ fragte Frau Thyck. „Auf der Volksschule in Pommern bin ich für ein Bild von den ‚Kalies‘ gelobt worden“, antwortete Kurt vorsichtig. „Die ‚Kalies‘“, lachte Frau Thyck, „war das nicht die Kapelle, die zum Schützen- und Kinderfest aufspielte?“ Frau Thyck kennt sich im pommerschen Heimatdorf ihres Mannes aus, denn schließlich ist sie dort mal als Ferienkind gewesen und hat ihren Mann schon als Jungen kennengelernt. „Groß und klein, dick und dünn, wie die vier Brüder Kalies waren, muß es schwierig genug gewesen sein, sie abzukonterfeien.“ — „Sie waren alle vier Kapellmeister und wollten es wissen“, ergänzte Kurt mit bescheidenem Stolz. „Vielleicht traust du mir nun eher zu, daß ich uns Bilder für unsere leeren Wände malen werde. Die gehen mir nämlich auf die Nerven, weißt du.“

„Mir auch“, hätte Frau Thyck erwidern können, aber sie tat es nicht, denn Kurt hatte sich sehr verständnisvoll gezeigt, als sie vor gar nicht langer Zeit endlich die ersehnte Wohnung bekamen und sie ihre Wünsche bezüglich der Möbel äußerte. Schließlich ist auch ein Flämmer im Breitbandwalzwerk kein Dukatenesel. Man muß die Fläche einteilen, und wenn einer, statt die wertvoll und abwechslungsreich ausgewählten Kunstdruckblätter der „Westfalenhütte“ aufzuhängen, lieber selber malen will — bitte.

Kurt Thyck fing mit dem Schwierigsten an, das es — nach dieser Unterhaltung zumal — für ihn geben konnte: mit einem Porträt seiner Frau. Er war klug genug, sie nicht zu fragen, ob sie ihm „sitzen“ wollte. Statt dessen stand vor ihm ein Foto von ihr, und er begab sich sozusagen daran, es zu „kopieren“. Nicht mit weichem Bleistift und weicherem Gummi, wie sicherlich mancher getan hätte, der einer seit Kinderzeiten nicht geübten „Strichtechnik“ mißtraute: Er nahm Feder und Tusche, wies den Jungen an, ihn nicht zu stören, und hatte schließlich den tollkühnen Mut, ihr das Produkt langen und intensiven Bemühens unter die Augen zu halten.

„Das soll ich sein?“ Überflüssig zu sagen, daß dieses Bild nicht an eine der leeren Wände kam. Der Mißerfolg „wurmte“ ihn, und seine Frau, die fühlte, daß Künstler Verständnis brauchen, gab einen vernünftigen Tip: „Male was anderes.“ Diesmal war es eine kleine Landschaft von Albrecht Dürer. Aus einer Zeitschrift zeichnete er sie ab, und sie fand so viel Gnade vorm Familienrat, daß sie im Flur hängen durfte — gerahmt, versteht sich.

Die nächste Landschaft entwarf der Feierabendmaler selbst. Aber sein Auge, kritisch geschärft, fand, daß links zuviel Baum und rechts zuviel Siedlung war. Die Schere her und zwei Bilder draus gemacht! Nein, das

haute auch nicht hin. Immerhin hängt ein zweiter Versuch dieser Art im Wohnzimmer, und die Schwiegermutter, die sich daran freute, stärkte das Selbstvertrauen des fleißigen Hobbyisten, indem sie sich selber bei ihm in Auftrag gab. Als sie fertig war, erkannte sie sich, „ohne suchen zu müssen“. Sehr zufrieden nahm sie ihr Bild mit heim, um es dort an die Wand zu hängen, nicht ohne vorher eindringlich darauf hingewiesen zu haben, daß ein neuer Versuch, Frau Thyck im Bilde darzustellen, von Erfolg gekrönt sein könnte.

Frau Thyck lächelte von der Wand herunter auf ihren Mann, der sich für seinen sparsamkeitshalber zu Hause verbrachten und total verregneten Urlaub eine schwierige Aufgabe gestellt hatte: Ein im Schaufenster einer Kunsthandlung ausgestelltes Waldstück ging ihm nicht aus dem Sinn. Das müßte man zeichnen können. Er schnitt einen großen Karton zurecht, räumte schon am frühen Morgen den Wohnzimmertisch ab und setzte sich daran, vor sich Tusche und Federhalter, in der linken Hand einen weißen Lappen, dazu bestimmt, auch den winzigsten, zum vorzeitigen Trocknen neigenden Tuscherest von der Feder zu wischen.

So saß Kurt Thyck zehn Tage lang, jeden Tag zehn Stunden (macht zusammen hundert), strichelte, bis ihm die Augen weh taten, und unterbrach sein Werk nur, um einen kleinen Spaziergang vor jenes Schaufenster zu machen, des Vergleiches halber, und um seine Erinnerung aufzufrischen.

Und noch einen Gang tat er, einen mutigen, der zeigt, wie ernst er sein Bemühen um zeichnerische Darstellung nimmt: Er wollte, im Gegensatz zu seinem Vorbild, in dem Wald einen See einbauen, den er erst einmal aussparte, „denn Wasser ist sehr schwer zu malen“. Weil ein Versuch auf einem Extrablatt „flimmerndes“ Wasser ergab, suchte und fand er seinen Weg in die Werkkunstschule, in der sich ein Lehrer mit ermunterndem Rat seines Waldstückes und seiner Seesorgen annahm. „Kommen Sie doch in unseren Abendkursus!“ Gern würde Kurt Thyck der Aufforderung folgen, aber bei Wechselschicht ist das nicht zu machen.

Wenn einer aber, durch Farbenblindheit auf Schwarzweiß beschränkt, den Lebenswunsch hat, einmal ein Bild zu schaffen, von dem Leute, die was davon verstehen, sagen müßten: „Das ist wirklich ein Bild!“, dann kommt er nicht darum herum, sich mit den Grundlagen seiner leidenschaftlich geliebten Freizeitbeschäftigung ernstestens auseinanderzusetzen. Und bei den in Dortmund gebotenen Bildungsmöglichkeiten müßte sich einem zielbewußten Willen da auch ein Weg öffnen, der Wechselschicht zum Trotz.

DIE MITARBEITER DER Übungsfirma „Eisenhandel Westfalen GmbH“



ZU BESUCH BEI DER „Hohen Behörde“ in Luxemburg

Die weltpolitische Situation nach dem zweiten Weltkrieg hat in Abkehr vom nationalstaatlichen Denken zur Bildung von politischen und wirtschaftlichen Großräumen geführt.

In Europa setzte man sich das Ziel, über die Westeuropäische Union und den Europäischen Markt zu einem Vereinigten Europa zu gelangen.

Um die damit zusammenhängenden politischen und wirtschaftlichen Fragen näher kennenzulernen, folgten die Mitarbeiter unserer Übungsfirma gerne einer Einladung zu einer Ausbildungsfahrt nach Luxemburg, um dort, am Sitz der Hohen Behörde, aus berufenem Munde über Ziele und Aufgaben dieser Institution unterrichtet zu werden.

Bis es allerdings soweit war, mußte der weite Anmarschweg bis Luxemburg im Autobus zurückgelegt werden. Bei sehr schönem Wetter und guter Stimmung fiel das allerdings nicht sehr schwer, denn die Fahrtstrecke führte durch schöne Gegen-

den unseres Vaterlandes und nach dem Grenzübergang auch in Luxemburg durch ein sehr sehenswertes Gebiet.

Der Empfang bei der Hohen Behörde war sehr herzlich, und nach einer Stärkungspause erfolgte zunächst die Einführung in die Aufgaben und das Wesen der EWG, die ihren Sitz in Brüssel hat. Redner war hier der Kollege Freitag, der als Vertreter des DGB beim Informationsdienst der EWG tätig ist. Seinen Ausführungen sowie denen des Kollegen Weiß, der vom DGB zur Hohen Behörde delegiert worden ist, entnahmen wir folgende Einzelheiten: Am 18. 4. 1951 unterzeichneten die Außenminister von Frankreich, Italien, Belgien, den Niederlanden, Luxemburg und der Bundesrepublik das Vertragswerk über die Europäische Gemeinschaft für Kohle und Stahl, dessen Entwurf von dem damaligen Leiter der französischen Planungskommission Monnet stammt und der nach seinem politischen Verfechter Robert Schuman „Schuman-Plan“ genannt wurde.

Zweck dieses Abkommens war, mit dem Kohlenbergbau und der Stahlindustrie einen Anfang auf dem Wege zum gemeinsamen Europäischen Markt zu machen. Erstmals in der Geschichte Europas übertrugen damit die beteiligten Länder einen Teil ihrer Hoheits- und Verfügungsrechte auf eine übernationale Institution.

Der Vertrag trat am 10. 8. 1952 in Kraft und brachte den Gemeinsamen Markt für Kohle, Eisenerz, Schrott, Roheisen und Rohstahl. Sitz der Hohen Behörde wurde Luxemburg.

Zugleich mit dem Abschluß der Vertragswerke über die Europäische Wirtschaftsgemeinschaft (EWG) und die Europäische Gemeinschaft für Atomenergie (EURATOM) ist am 25. 3. 1957 auch ein „Abkommen über gemeinsame Organe für die Europäischen Gemeinschaften“ getroffen worden, in das die EKGS-Montanunion eingeschlossen wurde. Gemeinsam für alle 3 Gemeinschaften ist eine Versammlung, ein Rat und ein Gerichtshof.

Besonders ist noch darauf hinzuweisen, daß einer der Hauptpunkte der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft die Errichtung einer Zollunion betrifft. Alle 6 Mitgliedstaaten haben sich hier verpflichtet, die bestehenden Zölle nach einem bestimmten Schlüssel in drei Etappen von je 4 Jahren abzubauen. Somit können nach Ablauf von 12 Jahren keine Zölle im Verkehr mit den Mitgliedern der Zollunion erhoben werden, und zwar mit der Maßgabe, daß die hierdurch sich automatisch ergebenden Verbilligungen der Waren unbedingt dem Endverbraucher zugute kommen müssen.

Zur Deckung der Verwaltungskosten tragen die Bundesrepublik, Frankreich und Italien je 28%, Belgien und die Niederlande je 7,9% und Luxemburg 0,2% bei. Die Stimmenverteilung für eine Beschlußfassung ist wie folgt vorgenommen worden: Bundesrepublik, Frankreich und Italien je 4 Stimmen, Belgien und die Niederlande je 2 Stimmen und Luxemburg 1 Stimme.

Die den Ausführungen der Redner folgende Aussprache führte zu einer sehr lebhaften und lehrreichen Diskussion, die sich bis zum Abend hinzog.

Ein Spaziergang durch die Stadt Luxemburg beschloß diesen ereignisreichen Tag.

Die Rückfahrt am folgenden Tag begann schon sehr früh, da eine Besichtigung des am Wege liegenden Trierer Walzwerks auf dem Programm stand. Zuvor war allerdings noch Gelegenheit zu einem Besuch einiger der sehr schönen, alten Kirchen von Trier. Beim Trierer Walzwerk bekamen wir einen Einblick in die Verarbeitungen der von unserer Hütte bezogenen Breitbänder.

Die sich hieran anschließende Fahrt durch das herbstlich-schöne Moseltal — unterbrochen durch die obligatorische Weinkellerbesichtigung — war ein Höhepunkt der Ausbildungsfahrt, die ihren schönen Ausklang durch ein gemütliches Beisammensein in Niederfell/Mosel fand.

Abschließend bleibt noch festzustellen, daß diese Fahrt allen Teilnehmern — junge Kaufleute, die sich um ihre berufliche Weiterbildung bemühen — eine Vertiefung und Festigung des europäischen Gedankens gebracht hat und somit, auf die Dauer gesehen, gute Zinsen tragen wird.

Bei dieser Gelegenheit laden wir alle weiblichen und männlichen Jungkaufleute unseres Werkes ein, sich unserem Arbeitskreis anzuschließen und uns unverbindlich an einem unserer Übungsabende — jeweils Dienstag von 17.15 bis 19.00 Uhr im Schulungsraum der Lehrwerkstatt — zu besuchen.



**Lösungen
aus dem Novemberheft**

Lösung des Diagonalrätsels
Von der Zahl nach rechts unten: 1. SAS, 2. Danae, 3. Wende, 4. Sonde, 5. Junge, 6. Riese, 7. Lissa, 8. Wange, 9. Raa.

Von der Zahl nach links unten: 3. was, 4. Senat, 5. Jonas, 6. Runde, 7. Linde, 8. Wiege, 9. Rasse, 10. Hanse, 11. Aga.

Auflösung: „Der Baer ist auch ein Raubtier“:
Waagerecht: 3. Agathe, 7. Rif, 8. Ideal, 9. Kaper, 11. Robe, 14. Nabe, 16. Alba, 18. Akte, 21. Arosa, 22. Loden, 23. Tal, 24. Buehne.

Senkrecht: 1. Arkona, 2. Diana, 4. Giro, 5. Tegel, 6. Hai, 10. Erek, 12. Baer, 13. Kabale, 15. Barde, 17. Basar, 19. Tann, 20. Sou.

Lösung des Silbenrätsels
1. Grenadier, 2. Rauhbein, 3. Arnika, 4. Undine, 5. Tagedieb, 6. Ehrenamt, 7. Uruguay, 8. Riemenschneider, 9. Einfall, 10. Radrennen, 11. Fledermaus, 12. Rosine, 13. Erlangen, 14. Usedom, 15. Nebelhorn, 16. Dienstag, 17. Isny, 18. Sosse, 19. Tiger, 20. Aroma, 21. Lollobrigida, 22. Lodenmantel, 23. Eunuch, 24. Tresor, 25. Harlekin, 26. Eibsee, 27. Okarina, 28. Reuter, 29. Irmgard. „Grau, teurer Freund, ist alle Theorie und gruen des Lebens goldner Baum.“

Silbenrätsel

Aus den Silben: ban — bret — bus — bus — chi — chi — de — de — del — di — do — e — e — e — ei — em — er — es — ex — fen — fen — ge — gen — gen — glo — gra — he — hu — i — i — in — in — kas — kul — la — lach — le — le — li — li — lu — lus — mens — mus — na — ne — ni — nie — o — on — phi — plar — re — rett — rich — ro — rüt — sar — sard — schaffs — schar — sen — si — sie — ta — te — the — ti — to — tur — u — ur — ve — verb — wil — wort — za sind achtundzwanzig

Wörter zu bilden. Nach richtiger Lösung ergeben die Anfangs- und Endbuchstaben der gefundenen Wörter, von oben nach unten gelesen, einen Spruch zur Unfallverhütung (ch ist ein Buchstabe).

1. Absicht, 2. Vereinigung, 3. römischer Feldherr, 4. Operntextbuch, 5. Spott, 6. Ostgotenkönig, 7. griechischer Buchstabe, 8. Eulenart, 9. Verteidigung, 10. Tochter des Agamemnon, 11. Muster, 12. kleine Erdkugel, 13. Militärkrankenhaus, 14. Stadt im Ruhrgebiet, 15. Staat in Asien, 16. Infektionskrankheit, 17. Verdienst, 18. Gefäß, 19. türkischer Titel, 20. Raubvogel, 21. Lebensgemeinschaft, 22. Niederschlag, 23. Erfinder der Dynamomaschine, 24. Staat in Südamerika, 25. bekannter Schweizer Schwur, 26. Adjektiv, 27. versteckter Spott, 28. orientalische Kopfbedeckung.

Willst du die Geisse überschreiten, so schaue erst nach beiden Seiten.

28. Turban, 26. Eigenschaftswort, 27. Ironie, 25. Chile, 24. Siemens, 23. Regen, 22. Urne, 19. Efendi, 20. Bussard, 21. Ehe, 16. Scharlach, 17. Erwerb, 18. Globus, 13. Lazarett, 14. Essen, 15. Indosive, 10. Iphigenie, 11. Exemplar, 12. Theoderich, 7. Delta, 8. Uhu, 9. Delfen, 4. Libretto, 5. Sarkasmus, 6. Integration, 3. Wille, 2. Wille.

Bilderrätsel



UNTIER DER BIBEL (WOHL NILPFERD)	FUTTER- PFLANZE	GRAB- SÄULE	GROSSER BOTTICH	GERM. GOTT	SAUREN HERING
LETZTER KÖNIG VON BABYLON			HANDELS- BRAUCH		
KEGEL- SCHNITT- LINIE	FRAUEN- NAME EINFALL			LAUB- BAUM	
ERZ- BERG- WERK			BRÄNNT WEIN		
SPRACH- KUNST- WERK		SCHRIEB VOLKS- LIEDER			
SOHN DES ZEUS	LAND- STREI- CHER				



★
**ALLE
 JAHRE
 WIEDER..**
 ★



DER HÜTTEN KIEKER



Frohe Weihnacht, lieber Leser,
Neujahr ohne Ungemach:
mög Discoverer und Sputnik
niemals fallen dir aufs Dach!
Man muß doch mit allem rechnen,
seit wir satellitentoll.
In der Luft und auf den Straßen,
überall ist's viel zu voll.
Flüchten wir in einen stillen
Winkel drum im „Gästehaus“.
Neuigkeiten hab ich für dich,
und dann sprechen wir uns aus:
Ab Neujahr — ein Pils mit Kurzem! —
ändert sich hier manches schwer:
Eine Werkzeitschrift gibt's künftig,
nicht mehr zweie, wie bisher.
„Werk und Wir — Westfalenhütte“
heißt sie, nach dem neuen Stil,
im Format ist sie gewachsen,
Neuigkeiten bringt sie viel.
Außen findest du — „im Mantel“ —,
was geschehen im Konzern
(übern Horizont der Hütte
streckt man doch die Nase gern).
Innen die „Westfalenhütte“,
werknah, zünftig und voll Spaß —
sag mal ehrlich, lieber Leser,
oder schreib: Gefällt dir das?
Früher, als wir Kinder waren,
schien das Jahr uns endlos lang.
Daß es nie mehr Weihnacht würde,
dachten wir Dreikönig bang.
Die damals erwachsen hießen,
lächelten dazu nur trüb.
Wie einst sie, sehn wir nun schwinden
die Jahre schneller, als uns lieb.
In der dunklen Zeit bedrängt uns
mit bestürzender Gewalt
(keiner kann sich davor retten)
der Gedanke, daß wir alt.
Sind wir wirklich „selbstvergiftet“?
Lassen wir im ganzen nach?
Trocknen wir gar ein und werden
so zu Mumien allgemach?
Nein, die Wissenschaft hat diese
Lehren alle übertrumpft!

in Amerika: Wir sterben,
weil uns ein Organ einschrumpft,
wohingegen manches andere
jung bleibt wie dereinst im Lenz.
Twen-Herz, altersschwacher Magen,
Trinkerleber — ja, da brennt's.
Ungleichmäßige Durchblutung,
hier zu stark und da zu matt . . .
Hoffen wir, daß sich die Seele
knitterfrei erhalten hat.

Der Januar, so schrecklich nüchtern,
nach dem traulichen Advent,
präsentiert uns grauen Alltag,
wie man ihn genugsam kennt.
Doch ein neues Jahr, verleiht's nicht
magisch wieder neue Kraft,
so daß man, wovor man zählte,
mit einem kühnen Sprung jetzt schafft?
Eigentlich lebt von uns jeder
doch wie im Schlaraffenland,
weil für Wein- und Apfelsegen
man nicht Faß noch Absatz fand.
Eigentlich ist Milch und Brot auch
da für jedes Kind der Welt,
doch damit für alles dieses
der rentable Preis sich hält,
laßt die Äpfel ruhig faulen
und die Kinder hungrig sein!
Statt unter Preis ihn herzugeben,
gießt ihn lieber fort, den Wein.
Ob das Wirtschaftswunder Wünsche
tausendfach uns auch gewährt,
Weihnachtsrummel läßt die Herzen
friedlos sein, unerternährt.
Unsre Kinder ziehn Motoren,
„Knüller“ alten Märchen vor.
Liegt's nicht dran, daß Mutter, Vater
schon die Märchenwelt verlor?
Wir sind ja so arm geworden
im Zeichen der Zivilisation!
Lohnt, was Mutter zuverdient, sich,
entlarvt „schwarzsendend“ man den Sohn?
Denkfaul wälzt sich abends Vater
in den Ohrensessel — uff!
Und der Rest Familienleben
geht dann drauf beim „Fernsehsuff“.
Macht denn solche Muße glücklich?
Seht, jüngst gab es einen Test:
Hochbezahlt zu sein bei Nichtstun —
für arme Schlucker war's ein Fest.
Doch nicht länger als fünf Tage
hielt's der Allerfaulste aus:
„Lieber schuftet, Hunger haben“,
rief er, denn er lernte draus.

Unser Sohn wird nicht „Herr Lehrling“,
wenn er bald ins Leben geht,
ganz gleich, ob ein rundes Dutzend
Lehrstellen ihm offensteht.
„Begehrt“ zu sein, das macht den Jungen
eitel wie ein Pavian.
Der „geburtenschwache“ Zeitraum
klingt schon ab nebst Größenwahn.
Ratsam scheint's, bereits den Säugling
ganz bescheiden zu erziehen:
Fritzken, Liesken, Fränzken, schiele
nicht nach Kronprinz Reza hin!

Der liegt in der goldenen Wiege,
ißt mit goldenem Löffel auch,
sitzt dereinst auf goldenem Throne,
wie's bei seinen Vätern Brauch.
Euer Vater, Fritzken, Fränzken,
schmilzt das Eisen, gießt den Stahl,
und ihr tut das eines Tages,
so Gott will, selbst auch einmal.
Macht es nicht so wie Curd Jürgens,
den sein vieles Geld verführt,
daß besoffen seine Frau dann
er mit Ohrfeigen traktiert.
Wer mit goldenen Löffeln essen
will, der muß auch wissen, wie.
Flegelhaft benimmt sich niemals
der, der wirklich ein Genie.

Der Ruf des deutschen Globeirotters
(sagt man) ist nicht mehr so schlimm,
seit, wer reist, im In- und Ausland
achtet mehr auf den Benimm.
Eine neue Urlaubsära
bricht auf unserer Hütte an,
weil man sich mit „Feriengeld“ jetzt
doch ganz frei bewegen kann.
Ängstlich war es, vorzuplanen
auf die altgewohnte Art:
„Frühestens geht's im September,
dann ist (vielleicht) genug gespart.“
Doch wie sicher, überlegen
fühlt man sich im Portemonnaie,
kann zu jeder Zeit man sagen:
„Ich bin urlaubsreif, ade“.
Ob die Flöhe schon beisammen,
kümmert nicht mehr Herz und Geist:
Es greift in unsere Urlaubskasse
jeder ja, der-künftig reist.
Schön, daß dabei die Entfernung
nicht mehr eine Rolle spielt.
Früher hat, wer nicht verreiste,
durch die Röhre doch geschielt!
So, hat man ab Samstag Urlaub,
fühlt man sich daheim auch stark,
ist die Weste wohlgepolstert
mit reichlichen zweihundert Mark.
Damit frei zu disponieren,
das Gefühl ist königlich.
Endlich wird der Wunschtraum Wahrheit:
Ferien nicht „vom“, nein, „zum“ Ich.
Kennen Sie den „Hobbyurlaub“,
in dem man irgendwas betreibt,
wzu in Hast und Alltagsleben
weder Zeit noch Kraft verbleibt?
Tanzen, Zeichnen, Musizieren,
Laien- oder Puppenspiel,
Modellieren, Töpfern, Schnitzen,
Singen, ach, es gibt soviel.
Mancher greift ja auch zur Feder,
setzt sich hin und schreibt ein Werk
„Memoiren“, das sich jeder
als Bestseller schon vormerk'.
Was die schöpferische Ader
in uns anrührt, daß sie bebt,
sei gepriesen. Wer gestaltet,
ahnt beglückt, warum er lebt.
Das wär's wieder mal für heut.
Nächstens mehr. Adschüß, Ihr Leut'.



LAPPES

AUS'M MARTINWERK



#Kallisch

ER WILL ZEIGEN WAS ER KANN
SPIELT AUCH HIER DEN STARKEN MANN
WILL SICH ZEIGEN VOR DEN LEUTEN
SOWAS SIND DOCH KLEINIGKEITEN

DOCH HEUTE IST ER NICHT GANZ FITT
SEIN RÜCKEN MACHT DEN SPASS NICHT MIT
FÜR JHN IST ES NE' HARTE NUSS
PROMPT FOLGT DARAUF DER HEXENSCHUSS

